WEG UND ZIEL

4/1999

Marxistische Zeitschrift

JUGEND

57. Jahrgang 50 Schilling ISSN 0043/2024

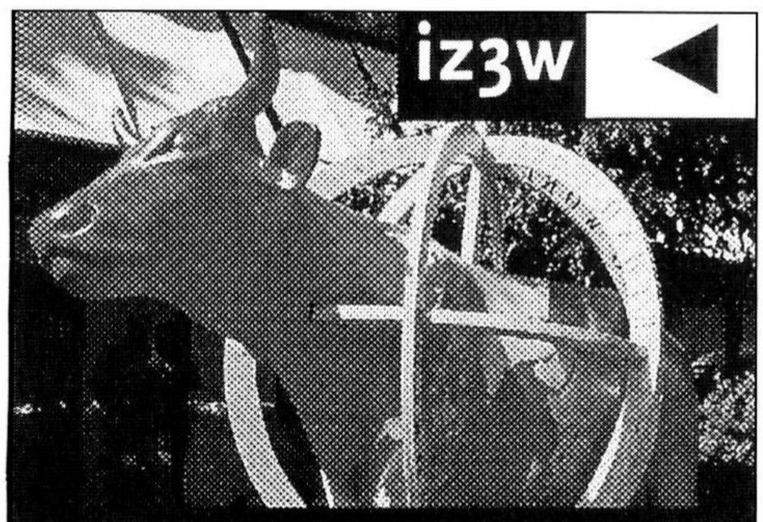
Streifzüge

Die Vierteljahreszeitschrift
des Kritischen Kreises

1/1999:
Michael Heinrich: Untergang des Kapitalismus?
Gerhard Scheit: Was bleibt vom Freudomarxismus?
Gruber/Ofenbauer: Fetischistischer Antikapitalismus
Stephan Grigat: Deutsche Grüne
Franz Schandl: Metakritik des Tauschs
... und weitere Beiträge

2/1999
Gerhard Scheit: Albaner auf Schindlers Liste
Franz Schandl: Morden darf nur der Norden
Ernst Lohoff: Der Bock ist nicht der Gärtner
Roswitha Scholz: Wert und Geschlechterverhältnis
Stephan Grigat: Nationalismus und Öcalan
... und weitere Beiträge

Probeheft gratis!
Jahresabo 100,– ATS/20,– DEM
Kritischer Kreis • Margaretenstraße 71-73/23
A–1010 Wien **Konto ATS:** Kritischer Kreis, P.S.K, BLZ 60.000, Kto.Nr. 93038948
Konto DEM: F. Schandl, Postbank Nürnberg, BLZ 76010085, Kto.Nr. 405952854



Kuhhandel des Jahrtausends?

Sonderheft zur »millennium round« der Welthandelsorganisation WTO

Themen unter anderem:

- **Weltmarkt & Freihandel**
  Neoliberal ins 3. Jahrtausend
- **Patentierte Gene**
  Wem gehört die Saat?
- **Internationaler Agrarhandel**
  Soja, Vieh & Milch
- **Dienstleistungen** – Offene Märkte, geschlossene Gesellschaft
- **Service-Teil** mit Glossar, Adressen und Links

52 Seiten, DM 6,-
erscheint im Oktober '99, Bestellung bei:

iz3w ▸ PF 5328 · D-79020 Freiburg
Fon (0761) 740 03 · Fax 70 98 66
E-Mail: iz3wfreiburg@t-online.de
Internet: http://www.iz3w.org

Z.

Zeitschrift Marxistische Erneuerung

240 Seiten
10. Jahrgang, Nr. 39, September 1999

Nach dem Balkan-Krieg
Scherer – Geopolitik des Kosovakrieges / Stuby – Abschied von der „Friedensstaatlichkeit"?

Konzentration / Monopolisierung
Binus – Internationale Großfusionen / Bischoff – Konzentrationsprozesse im Übergang zum 21. Jahrhundert / Kisker – Kapitaltheorie, Monopolisierung, Monopoltheorie / Huffschmid – Täter auf den Finanzmärkten: Banken und Finanzkapital / Düe – Autoindustrie im Übernahmefieber / Müller – Konzentration in den HighTech-Industrien / Hautsch – Medienwirtschaft

Arbeit und Politik III
Dähne – Erwerbspersonenpotential: Tendenzen und Perspektiven / Fritsch/Betz – Interessenvertretung in der Automobilzulieferindustrie

Dritte Welt
Wegmann – Global players gegen staatliche Monopole/ Boris – Währungs- und Finanzkrisen in der Dritten Welt

Und: Candeias – Raum und Zeit in der Gesellschaft / Neubert – Der 13. August 1961

Berichte/Diskussionen/Kritik, Rezensionen: „Rethinking progress"; Entstehung des Kapitalismus; neue Marx-Engels-Literatur; 48er Revolution; Kritische Theorie; Weiterbildung; Klimapolitik

Einzelpreis: 18,- DM (zzgl. Vers.); im Abo: 60,-; Auslandsabo 70,- (4 Hefte/Jahr incl. Vers). Probeheft: 10,- incl. Vers. Bezug: üb. Buchhandel (ISSN 0940-0648) oder direkt: **Z-Vertrieb**, Postfach 500 936, 60397 Frankfurt/M., Tel./Fax 069 / 53 05 44 06

BAHAMAS

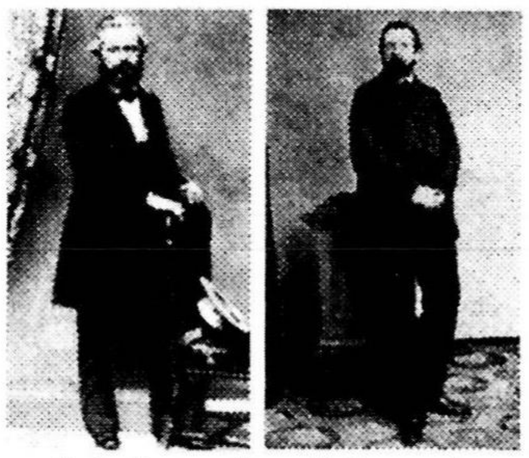
Nr. 29 Sommer 1999

Krieg für Selbstbestimmung

Die Linke ist so antinational wie ihre Regierung ● Gewissenskrieg statt Interessenskrieg ● Wer ist denn nun der „Weltpolizist"? ● Friedensrhetorik der PDS ● soap opera: Intellektuelle und Krieg ● Existenzgeld und nationale „Schutzgemeinschaft" ● Warum der Amoklauf von Littleton nicht in Deutschland stattfand ● Leni Riefenstahls „Kunst" und „Werk" u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorauskasse/Briefmarken)
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Fax/Fon: 030 / 623 69 44

Hans Hautmann



Geschichte des Marxismus

1841–1895

Wien–Linz 1999

Hans Hautmann

Geschichte des Marxismus (1841-1895)
Wien/Linz 1999
317 Seiten
150 Schilling

Zu beziehen beim
Bundesvorstand der KPÖ
Weyringergasse 33
1040 Wien
Tel. 503 65 80

Buchpräsentation
mit Gerhard Scheit

„Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus"

Ça ira Verlag, Freiburg

Mittwoch,
3. November 1999, 20 Uhr
Kulturzentrum Siebenstern, Siebensterngasse 31, 1070 Wien

WEG UND ZIEL
Marxistische Zeitschrift

Medieninhaber und Herausgeber:
Kommunistische
Partei Österreichs,
1040 Wien, Weyringerg. 33
Redaktionsadresse:
Weyringergasse 35/DG, 1040
Wien, Fax.: ++43/1/503 66 38
Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Lutz Holzinger
Melina Klaus
Mag. Julius Mende
(Tel.: 01/798 35 14)
Dr. Martin Potschka
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. E. San Juan Jr. (Korrespondierendes Mitglied, USA)
Redaktionskoordination:
Dr. Maria Wölflingseder
(Tel.: 01/810 60 22)
Vertrieb:
Kemmerling Zöchling & Partner
Medien- und Informationsdienste
KEG, Schottengasse 3a/1/4/59,
1010 Wien
Telefax ++43-1/532 74 16
Bestellungen, Stornos, Änderungen bitte ausschließlich schriftlich (faxlich)!
Layout:
Matthäus Zinner
Herstellung:
Resch & Vana
Rosinagasse 19, 1150 Wien
Erscheinungsweise:
fünfmal jährlich
Abonnement-Preise:
5 Hefte 250,– S / 45,– DM

Wenn nicht anders angegeben, leben und arbeiten die Autorinnen und Autoren in Wien.

Die nächste Nummer
erscheint im
Dezember 1999
Themenschwerpunkt:
Postmoderne

Inhalt

Nr. 4, Oktober 1999, 57. Jahrgang

Die Grünen

Meinhard CREYDT: Das Elend der Realpolitik 2

Thema: Jugend

Einleitung: Melina KLAUS 8
Melina KLAUS: Wir sind jung? Die Welt ist offen? 9
Jutta SOMMERBAUER & Vina YUN: ...allright, this time just the girls – Mädchen und Jugendkultur 13
Rosemarie REITSAMER: Is that fucking political? Versuch einer Positionierung von Girlism, Riot Grrrl und Girl Culture 17
Yoyo TISCHLER: 1965, I hope I die before I get old – 1997, I hope I am old before I die 20
Meret GOLDWYN: Keine Panik statt no future 25
Freerk HUISKEN: „Jugendgewalt“ – Über Armut, Nationalismus und den Kult des Selbstbewußtseins 27

Marxismus in Diskussion

Manfred DAHLMANN: Warenform und Denkform – Eine Einführung in den Grundgedanken Alfred Sohn-Rethels 34
Clemens K. STEPINA: Die Begriffe „Herrschaft“ und „Knechtschaft“ in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten von Karl Marx 43

100. Geburtstag von Ernst Fischer

Gerhard SCHEIT: Weg ohne Ziel – Über Ernst Fischer 49

Bücher

Dieter Schrage: Wie ich noch einmal über die Stränge schlagen wollte... 52

Coverfoto: Yoyo Tischler.
Zu den Fotos von Compay Segundo siehe Seite 3.
Die Cartoons im Thementeil entstammen dem Buch: Generation X. Tales for an Accelerated Culture, Douglas Coupland, London 1991.

Das Elend der Realpolitik

Meinhard CREYDT

Paul Tiefenbach, ein früherer Abgeordneter des Parlaments eines Bundeslandes, beschreibt den Veränderungsprozeß der deutschen Grünen. Das unaufgeregte, einem breiten Publikum zugänglich geschriebene, ebenso erfahrungsgesättigte wie ressentimentlose Buch[1] ist nicht nur für an den Grünen Interessierte von Belang. Jenseits von gängigen Deutungen der Grünengeschichte als ‚Verrat' oder ‚Erwachsenwerden' werden die engen Grenzen der sogenannten Realpolitik deutlich.

Tiefenbach knüpft im ersten Schritt für die Interpretation der Veränderung der Grünenpolitik an Robert Michels 1911 erschienener Erklärung des ‚Revisionismus' in der SPD durch eine *Oligarchisierung*, das Entstehen einer nur schwer auswechselbaren Führungsschicht, an. Michels zufolge ermöglichte die Arbeiterbewegung einzelnen Arbeitern einen ähnlichen sozialen Aufstieg wie vorher die Kirche manchen Kleinbürgern und Bauern. Die ‚Parteielite' nimmt am politischen Geschäft teil, wird von ihm aufgesogen und setzt die entsprechenden ‚Notwendigkeiten' in der Partei durch. Deren Mitglieder wiederum wollen zumeist jene Organisation, in der sie ihre politische Heimat gefunden haben, sich erhalten.

Bei den Grünen war zunächst – ungleich stärker als heute bei der PDS – ein Bewußtsein von den Gefahren des ‚Berufspolitikertums' durchaus präsent. Es führt zu Vorsprüngen an Informationen, Kompetenzen und Ressourcen (Büro, Finanzen, Kontakte, Zeit) der Berufspolitiker gegenüber den Parteimitgliedern als dann mehr oder weniger interessierten, in jedem Fall aber weniger geübten und damit auch teilweise weniger motivierten Laien.

Abgeordnete ohne einträglichen Beruf sind von der Politik als Einkommensquelle abhängig. Abgeordnete mit einträglichem Beruf verpassen nach längerer Tätigkeit im Parlament den ‚Anschluß' in ihrer beruflichen Tätigkeit und haben sich von Betätigungen mit geringerem Prestige entfremdet. Wenn Führungsmitglieder zwischen oberen Posten in Parlament, Regierung und Partei ‚querrotieren', können sie nach einer Weile nichts anderes als Politik machen und okkupieren die Stellen, auf denen sich auch andere Parteimitglieder qualifizieren könnten.

Veränderung der Parteielite im Parlament

Tiefenbach beschreibt in einem zweiten Schritt zur Erklärung der Wandlung der Grünen die Veränderung der Parteielite im Parlament. Wer *im* Parlament von seinen Gegnern ‚ernstgenommen' werden will, muß ihnen schon entgegenkommen. Während J. Fischer den Bundestag zunächst als „Alkoholikerversammlung" charakterisierte, als unfähig und korrupt, kam es später grünen Parlamentariern darauf an, in eben diesem Parlament als ‚vernünftige' und ‚berechenbare Gesprächspartner' zu gelten. Schon Engels sprach vom „widerwärtigen Drang der englischen Arbeiterführung zur Respectabilität" (zit. n. 83). Neue Gemeinsamkeiten (gegenüber Verwaltungen, ‚undankbaren' Wählern und Parteiversammlungen) entstehen und „eine Art kollektiver Identität der politischen ‚Insider' gegenüber den ‚Menschen draußen im Lande'" (Dieter Herzog, zit. n. Tiefenbach 82).

Eine zweite Quelle der Anpassung entsteht aus dem Wechsel der Parlamentarier von der Betroffenen- in die Verwaltungsperspektive. Die Einarbeitung in die eigene Logik, die Verzweigtheit und in den Problemverschiebebahnhof der Verwaltung gewöhnen an eine staatsimmanente Perspektive. Eine Auseinandersetzung mit dem deskriptiv starken Buch Niklas Luhmanns ‚Legitimation durch Verfahren' (1969) wäre hier sinnvoll gewesen. Der gelernte Verwaltungsjurist Luhmann beschreibt hier bereits zu Hochzeiten der APO mit sarkastischer Freude die geringen Aussichten eines ‚Marsch durch die Institutionen' Schimank (1983/119ff.). hat diese Analyse Luhmanns in bezug auf die Chancen neuer sozialer Bewegungen zugespitzt und aktualisiert.

Im Unterschied zu einfacher Anpassung identifizieren die grünen Macher sich insoweit mit dem Staat, wie sie ihn mit sich gleichsetzen.[2] Opposition gerät zur Regierung im Wartestand. „Natürlich wollten sie sich den Kopf des Staates zerbrechen, galt es doch, dies wichtige Instrument für eine spätere Reformpolitik handlungsfähig zu halten. Faktisch trugen Grüne damit zur Durchsetzung von Sparmaßnahmen bei, die ihren politischen Zielen widersprachen. Sie handelten aber in dem Bewußtsein, ihren politischen Zielen zu dienen, indem sie den Staat vor dem Bankrott bewahrten" (93). Wenn 1993 15 Prozent der Mitglieder kommunalpolitische Mandate innehatten, so waren sie „in stark abgeschwächter Form ähnlichen Einflüssen unterworfen wie die Parteielite" (161). Tiefenbach schließt sich hier Grevens These an, die Parteien seien in vielfältiger Weise „verstaatlicht". Die Parteien hätten „den Staat in einem Grade unterwandert, der sie selbst zu seinem Teil macht" (Greven, zit. n. Tiefenbach 161).

Tiefenbach entgeht der Verlockung, die Parteibasis selbst als unschuldiges Opfer des Veränderungsprozesses darzustellen. Er hebt den starken Druck von Initiativen und Projekten hervor, eine finanzielle Absicherung und Anerkennung ihrer Arbeit zu erreichen, ohne sich Rechenschaft abzulegen über die dafür (innerhalb dieses Politikmodells) andernorts einzugehenden Kompromisse. In einer Studie über die Alternative Liste Berlin hieß es: „Gerade eine klientelförmige Basis drängte die Abgeordneten, sich kompromißbereit(er) zu zeigen, als sie es selbst wollten" (zit. n. Tiefenbach 105). Die Radikalität der Bürgerinitiativen bleibt in vielen Fällen punktuell und partikular, nicht auf einen übergreifenden Gesellschaftsentwurf bezogen. Selbst also bei fortbestehendem Kontakt mit außerparlamentarischen Gruppen würde dieser nicht notwendig den systemoppositionellen Charakter der Partei stiften.

Tiefenbach sieht den Prozeß der Anpassung abgeschlossen mit der Regierungsbeteiligung. Erfolgen in den Koalitionsverhandlungen entspricht keine Durchsetzung in der Regierung. Eine Befragung sämtlicher Fraktionsvorsitzender von SPD und Grünen aus allen Gemeinderäten, Stadträten und Kreistagen der alten Bundesrepublik (Zeuner, Wischermann 1995) kommt zu dem Ergebnis: „Wir haben kaum Indizien dafür gefunden, daß sich hier ein neues politisches Reformprojekt oder ein Hegemo-

niewechsel auftun könnte“ (Zeuner, Wischermann 1995a/29). In der Regierung stellen die Grünen den kleinen Partner, der SPD steht immer noch eine andere Koalitionsoption offen. Zudem greift im System der Blockbildung die Koalitionsdisziplin. Tiefenbach hätte die Analyse der politischen Dichotomisierung, wie sie zum Beispiel M. Jäger (vgl. u. a. 1984) vorlegt, nutzen können. Gewinnbringend wäre auch die Kritik von Rosa Luxemburg (1974a/54ff, 160f.) um die letzte Jahrhundertwende (lange vor Michels) an der Regierungsbeteiligung von (französischen) Sozialisten aufzunehmen. Selbst anläßlich der Oberbürgermeisterwahl in Stuttgart weist Luxemburg (1974b/505ff.) auf die engen systemimmanent verbleibenden Grenzen solcher Posten hin und lehnt die Aufstellung eines eigenen Kandidaten ab.

Motive der Abgeordneten

Bei der Analyse der Motive der Abgeordneten spielen Wünsche nach Spitzengehältern weniger eine Rolle als das Interesse daran, nicht arbeitslos zu sein. Beim Wechsel von grünen Hauptamtlichen in die staatliche Verwaltung handelt es sich nicht notwendigerweise „um Filz und Cliquenwirtschaft. Wer in der Partei oder in einer Fraktion beruflich tätig ist, erwirbt in dieser Zeit Erfahrungen, die ihn auch für ein Amt in der staatlichen Verwaltung qualifizieren. Daß er die Behördenleiter kennt und diese ihn, ist genauso ein Konkurrenzvorteil wie der Sachverhalt, daß er schon recht frühzeitig weiß, wann welche Stelle ausgeschrieben wird“ (120). Die parlamentarische Präsenz wird zur Basis für die Lebensführung einer ganzen Gruppe von Parteimitgliedern: der Abgeordneten und ihrer Assistenten. Neben einem Arbeitsplatz trägt das Abgeordnetenmandat einen hohen gesellschaftlichen Status, Respekt und Achtung ein.

Tiefenbach hätte durchaus die ‚Lust‘, die manche am Metier des Politischen finden, deutlicher herausarbeiten können. Verfahrenstricks und Tagesordnungsgeschick, Image- und Kontaktpflege, semantische Verpackungskünste, Personalpolitik, persönliche Kenntnis relevanter Akteure, Fähigkeiten in Rhetorik, Taktik, Kungelei und Intrige stehen auf dem gar nicht so ‚heimlichen‘ Lehrplan. Wer hier Erfolg haben will, muß sich eine eigentümliche Vertrautheit und Konzentriertheit auf die Mittel der Politik zu eigen gemacht haben und sich von ihnen fasziniert zeigen.

Angesichts vielfältiger Diskrepanzen zwischen persönlicher Motivation und

Womit ließe sich „die Jugend“ besser konterkarieren als mit dem cubanischen Gitarristen und Sänger Compay Segundo? 92jähriger leibhaftiger Inbegriff für Lebenslust, Sinnlichkeit und Poesie! Compay Segundo spielte mit seiner Band am 28. September 1999 in der Kurhalle Oberlaa, Wien. Fotos: Maria Wölflingseder

politischer Überzeugung stellt sich besonders für den ‚gradlinigen‘ Abgeordneten die Aufgabe, die einzusteckenden Kompromisse mit höherer Wirksamkeit beim Verbleiben im Amt zu legitimieren. Eigener ostentativer Eifer bis zur Erschöpfung erlaubt es, Kritiker ins Unrecht zu setzen. Man habe schließlich alles versucht und es nicht an Bemühung fehlen lassen.[3]

Als schwierig erweist sich, dem Sog zu entgehen, der durch das eigene Mittun entsteht. Wer privat zwar ankündigt, dieses Mal noch zuzustimmen, beim nächsten Mal aber nicht mehr, findet „‚beim nächsten Mal‘ wieder einen Grund, der eine Verweigerungshaltung unzweckmäßig erscheinen läßt. Die Abgeordneten haben ein Stück ihrer politischen Überzeugung opfern müssen. Das müssen sie vor sich selbst legitimieren. Haben sie das aber erfolgreich getan, können sie später kaum mehr zur harten kritischen Haltung“ zurückkehren (115). Von nichts wird der Mensch besser manipuliert als von seinen eigenen Taten.

Tiefenbach ergänzend verweisen die Motive der grünen ‚Macher‘ auf eine Kritik der Politik (vgl. Bourdieu 1991, vgl. MEW 1/354ff.). Politik und Demokratie verhalten sich zu den mit der herrschenden Arbeitsteilung, der Konkurrenz und den Entwicklungskriterien des Reichtums implizierten Spaltungen, Hierarchien, Bornierungen und Eigendynamiken usw., indem sie „sich auf eine abstrakte und beschränkte, auf partielle Weise über diese Schranken erheben“ (MEW 1/354) und sie für „unpolitisch“ bzw. die Demokratie nicht tangierend erklären. Die Erhebung zum politischen Souverän bei gleichzeitiger Vorentscheidung seiner Geschicke durch den ‚stummen Zwang der Verhältnisse‘ führt zur Wahrnehmung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in einer Kom-

plementarität von Idealismus und Positivismus. Idealistisch erscheint die herrschende Politik nicht als Durchsetzung der ökonomischen und staatlichen Notwendigkeiten einer kapitalistischen Gesellschaft. Vielmehr wird der Politik die Orientierung an allgemeinmenschlichen Idealen zugerechnet, so daß es ihr immer um mehr geht als das, was sie praktiziert. Positivistisch mutet kapitalismusspezifisch Begründetes als sachliche Randbedingung jedweden sozialen Handelns an. Idealistisch wird ‚Verantwortung übernommen' für politisch gar nicht Gestaltbares (vgl. Narr 1995) und sich selbst Steuerungskompetenz und Zuständigkeit zugeschrieben (vgl. Gerhardt 1990/227f.). Positivistisch erscheint die kapitalistische Ökonomie als industriegesellschaftliche, moderne oder ähnliche Faktizität, die allenfalls sekundär modifiziert werden kann. Die tatsächliche Politik wiederum gilt als optimaler Kompromiß zwischen dem angeblichen Ziel, dem Ideal, und den in diesem Horizont als unabänderlich erscheinenden ‚Sachzwängen'.

Verhältnis zwischen innerer und äußerer Veränderungsursache

Tiefenbachs These, die „dominierenden Seiten in dem Verhältnis zwischen innerer und äußerer Veränderungsursache sind die Interessen der Parteielite" (175), bleibt fraglich. Gewiß weist eine parlamentsorientierte Partei problematische Effekte für Bewegungen auf.[4] Wie wenig die Grünen sich als Teil von Bewegungen verstehen, hat sich jüngst im Verzicht auf eine öffentliche Mobilisierung in der Doppelpaß-Angelegenheit gegen die Unterschriftenaktion der CDU gezeigt. Allerdings müßten die strukturellen Probleme von Bewegungen deutlicher in den Blick kommen (vgl. Zeuner 1985, vgl. Hilgers 1997, vgl. auch meine Rezension 1998). Eine Auseinandersetzung mit den Debatten fehlt, in deren Verlauf sich in den letzten zwanzig Jahren die Einschätzung von Markt, kapitalistischer Ökonomie, Parlament, Staat und Recht in der Linken so verändert hat, daß kritische Stimmen weniger Resonanz finden. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, zu belegen, daß dies nicht an jenen vorgelegten und weiterentwickelten Analysen liegt, die dem zunehmend verbreiteten Lob der in Frage stehenden Strukturen nicht folgen. Bei diesem Meinungsumschwung jedenfalls handelt es sich um ein die Veränderung der Grünen mitbestimmendes Moment, das sich nicht auf ihre innerparteiliche Entwicklung reduzieren läßt.

Veränderung der Grünen führt zu drei Ergebnissen

Die Veränderung der Grünen führt nach Tiefenbach zu drei Ergebnissen. Erstens gewinnen die Selbsterhaltungsimperative des Parteiapparates, der Wahl‚erfolg' und die Regierungsbeteiligung immer mehr an Gewicht (vgl. a. Bourdieu 1991/507). Damit geraten die Aufmerksamkeit für Politikinhalte und für die Kosten von Kompromissen und Zugeständnissen in den Hintergrund. Die Engführung von Politik auf Regierungsbeteiligung schwächt zudem die Verhandlungsposition in Koalitionsgesprächen. „Die anderen Parteien spüren, daß die Grünen zu jedem Kompromiß bereit sind, um in die Regierung zu kommen – und nutzen dies weidlich aus" (184). „Von ‚Krötenschlucken' konnte da bald keine Rede mehr sein, weil diese Rede ja voraussetzt, daß zwischendurch auch mal was vom eigenen Speisezettel geschluckt wird" (Jäger 1999/4).

Zweitens führt die Konkurrenz mit den anderen Parteien dazu, selbst eine ‚kleine Volkspartei' zu werden, die nicht von eigenen Perspektiven auf die Themen zugeht, sondern sich an Meinungsumfragen und vorgegebenen Diskursen orientiert. Insofern war es nur konsequent von den Grünen, das negative Echo auf ihre Magdeburger Beschlüsse 1998 zum Benzinpreis als Urteil über sie zu akzeptieren, also den Konsenszwang zu affirmieren, statt um die Köpfe der Menschen zu kämpfen und Forderungen zu stellen, die nicht jeder gleich unterschreiben kann[5] und den Streit als legitim aufzufassen im Unterschied zu einer Öffentlichkeit, die „sich wie ein vorverlagerter Koalitionsausschuß geriert" (Wiedemann 1998/1037). Drittens erscheinen die Grünen als eine ‚lean-party', in der „die Bescheidenheit der Mitglieder ihr Wissen um ihre Unwichtigkeit ausdrückt" (189f.). „Ihre Mitgliedsbeiträge sind angesichts der immer weiter gewachsenen Parteien-, Fraktions- und Stiftungsfinanzierung nicht mehr nötig. ‚Aktionen' und ‚Kampagnen' sind durch Medien- und Parlamentsarbeit ersetzt. Mitglieder sind lediglich da, weil die Partei zahllose untergeordnete Gremien – wie zum Beispiel Stadtteilbeiräte oder Vorstände – besetzen muß" (189). Unterhalb der Bundesebene gehe es „mehr um verwalten als um gestalten" (191) aufgrund der Kompetenzverlagerung nach oben und des flächendeckenden Haushaltsnotstands. Wahlen in Ländern und Kommunen stellen „keine politische Richtungsentscheidung mehr" da. „Sie sind nichts anderes als öffentlich durchgeführte Bewerbungsverfahren für Spitzenpositionen der staatlichen Verwaltung" (192). Die Parteien figurieren als „politische Ausbildungsstätten für das Spitzenpersonal der staatlichen Verwaltung: Sie lehren Neulinge das politische Handwerk und führen sie in das staatliche Denken ein" (192). Die ‚vorurteilsfreie' Modernisierung des öffentlichen Dienstes, die vom früheren Frankfurter Stadtkämmerer T. Koenigs zum zentralen Thema der Grünen gemacht wurde, läßt die Leistung der Grünen als ‚lean party' gerade im Fehlen der Abhängigkeit von ÖTV oder Beamtenbund erscheinen.

„Möglichkeiten von Demokratisierung jenseits des Parteiensystems"

Im Schlußkapitel stellt Tiefenbach „Möglichkeiten von Demokratisierung jenseits des Parteiensystems" vor. Die ‚Zivilgesellschaft' entwickele sich in Organisationen wie Greenpeace (vgl. zur Kritik Roth 1996), Amnesty, Pro Asyl usw., die in der Bevölkerung hohes Vertrauen genießen. Obwohl in der Größenordnung über Bürgerinitiativen hinausgewachsen, dominiere im Unterschied zu Parteien das sachliche Interesse die persönlicher (Aufstiegs-)Motivation, selbst wenn natürlich auch hier Arbeitsplatzinteressen im Spiel sind. Tiefenbach sieht Probleme vor allem in der ‚single-issue'- Orientierung dieser Organisationen. „Die persönliche Betroffenheit und die Identifikation mit dem Objekt ihrer Unterstützung führen mitunter zu einer Einseitigkeit des Urteils, die auf Außenstehende befremdlich wirkt" (198). Notwendig wären Vernetzungen, die nicht selbst wiederum zu Parteien mutieren. Tiefenbach nennt als Beispiele für solche „Bürgerinitiativen für Allgemeinpolitik„ (198) den ‚Republikanischen Club' der Studentenbewegung oder das ‚Neue Forum' in seiner ersten Zeit. Heute wäre zum Beispiel an das ‚Komitee für Grundrechte und Demokratie' zu denken.

Gegenüber einer auf Wählerstimmen fixierten Politik rückt die Perspektive einer von unten aus organisierten Vernetzung von Ansätzen in den Blick, die auf eine (Um-)Gestaltung der Gesellschaft abzielen. Soziale Bewegungen (vom Ostermarsch bis zur Anti-KKW-Bewegung) haben durchaus Erfolge ohne parlamentarische Beteiligung vorzuweisen. Die grüne Parlamentspolitik und -fixierung hat dazu beigetragen, dieses Terrain und seine eigenen Mühen zu überspielen, andere Attraktivitäten und Stellen zu schaffen, die der mühsamen Arbeit an der Umvergesellschaftung nicht nur Kapazitäten entziehen,

sondern den Glanz des Politikerdaseins getrennt und neben dieser Vergesellschaftungsarbeit revitalisieren.[6] „Wenn wir unseren Erfolgsmaßstab von den Herrschenden übernehmen, dann sind wir nicht aus einem linken Grenzbezirk in die Gesellschaft ‚eingebrochen', vielmehr sind wir ein gefährliches Stück weit in der bestehenden Gesellschaft aufgegangen. Wir hätten dann wie der alte Krösus ein Land ‚erobert' und gar nicht bemerkt, daß es unser eigenes gewesen ist, das erobert wurde, das wir also verloren haben" (Narr, Vack 1980/49).

Was bedeutet Politik über Ideale zu definieren?

Über Tiefenbach hinausgehend ließe sich die Analyse der Grünenpolitik vertiefen mit der Frage, was es bedeutet, Politik über Ideale zu definieren. Die „Einsicht" in die Notwendigkeit einer ökologischeren und friedlichen Politik bleibt solange eine ‚gutmenschliche' Vorstellung, wie in diese Einsicht zwar eine Kritik an den ‚Leistungsmängeln' anderer Parteien eingeht. Die Grünen profilieren sich über das negative Urteil, die Konkurrenz würde es an Anstrengungen und Willen fehlen lassen. Wie wenig aber die Vorstellung der eigenen Ziele auf die Notwendigkeit grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen hin durchgearbeitet ist, eben Vorstellung bleibt und sich vom Urteil, das die Wirklichkeit erfaßt, unterscheidet, dies zeigt sich, wenn der Gegensatz zwischen den eigenen Zielen und ihren Verwirklichungsbedingungen gar nicht klar zutagetritt, insofern auch erst gar nicht ausgehalten werden muß, sondern immer schon kleingeredet ist oder zur allgemein weder zu vermeidenden noch zu beklagenden Diskrepanz zwischen regulativer Idee und spröder Realität gerät. Diese Problemanordnung per ‚Ideal' und ‚Wirklichkeit' hat den großen Vorteil, daß jedes Handeln als Beitrag zur Verwirklichung des Ideals imponieren kann und eine genauere Vergegenwärtigung der Qualität des Handelns durch diese Einstellung auf das Ideal hin und durch dessen Verschwommenheit sowie „die dunkle Ferne der Unendlichkeit, worin eben deswegen die Erreichung des Ziels zu schieben ist" (Hegel, Phänomenologie VI.C.a), nicht zustandekommt.

Die eigenen Ziele und das Zutrauen in die ungetrübte Machbarkeit von ökologischer Nachhaltigkeit unter kapitalistischen Bedingungen oder Friedenspolitik mit NATO-Kraft koexistieren. In diesem losen Denken, in dem Entgegengesetztes so undeutlich wahrgenommen und in eine so lockere Einheit zusammengefügt wird, daß der Gegensatz gar nicht mehr hervortritt und dann auch nicht mehr gedacht werden muß, sondern Satz und Gegensatz immer gleich beide vermeintlich zusammen‚gehen', gibt es nur mehr oder minder gute Konkurrenten bei der Erfüllung allgemein geteilter Werte. Das Konstrukt der ‚Realpolitik' erschöpft sich in der einfachen Entgegensetzung zum Utopismus. Die Affirmation des Gegebenen wird damit geadelt, daß sie die einzig mögliche Erfahrungsverarbeitung[7] der eigenen früheren ‚Kopf-durch-die-Wand-Praxis' darstelle (vgl. Kraushaar 1988), die wiederum als einzig mögliche Alternative zum beflissenen realpolitischen Mittun stilisiert wird. Realpolitisch wird nur *eine* Wirklichkeit wahrgenommen. Setzt die utopistische Kritik auf eine andere Wirklichkeit, die sie der bestehenden entgegensetzt, so kennt die Realpolitik allein die Fortsetzung bzw. Modifikation des Bestehenden. Utopismus *und* Realpolitik versagen darin, die in der bestehenden Wirklichkeit enthaltenen Möglichkeiten gegen ihre gesellschaftliche Form und diese überwindend herauszuarbeiten. Dadurch daß diese Arbeit nicht präsent ist, fehlt auch das Gegengewicht zu den Anpassungszwängen. Es gibt keine Distanz zum Gegebenen, sondern nur die Distanz zu den Konkurrenten. Ein Wissen um die eigenen Gesetzlichkeiten von Parlamentarismus, staatlicher Politik, kapitalistischer Ökonomie usw., die die gutmenschlichen Ziele subvertieren oder sie zur beliebig inhaltlich auffüllbaren Leerformel degradieren, dies Wissen existiert nicht wirklich praktisch. Allenfalls existiert es als Vorbehalt, als undeutliche Reminiszenz von Kritik, die sich aber alsbald, insofern sie pragmatisch ‚zu nichts geführt' habe, beim deutlichen Machen des Machbaren verliert.

‚Erwachsenwerden' und ‚Regierenlernen'

Im Kult des Machens („Regieren geht über studieren" J. Fischer) kulminiert die Harmlosigkeit, unter gegebenen Bedingungen unmittelbar für die eigenen Ziele handeln zu können, eine Naivität, die verkennt, wie die Ziele zum Distinktionsmerkmal bei der nun nur variantenreicheren Fortsetzung des Gegebenen geraten, zu einem Schmuck, der über die Invarianz des im wesentlichen nicht Angegangenen hinwegtäuschen und -trösten soll. Menschheitsbetreffende Ziele koexistieren aufs friedlichste mit der Akzeptanz der gegenwärtig schon fast totalen Forderung, Kritik allein als konstruktive, als Beitrag zum Bestehenden und als Sorge um es gelten zu lassen. Opposition light: Die nach wie vor einschlägigen Gesetze der kapitalistischen Ökonomie, die immanenten Widersprüche des Reformgradualismus[8], die Eigendynamik militärischen Handelns (vgl. anläßlich des Krieges Schroedter und Brüggen 1999), die eigenen Konsequenzen und Folgedynamiken einer Überwindung des gesellschaftlichen Raums durch die kapitalistische Internationalisierung (vgl. Creydt 1999) – all dem, was den eigenen Vorsätzen entgegensteht, wird sich nicht gestellt. Von der Akzeptanz des Euros bis zum Jugoslawienkrieg offenbart sich die Substanzlosigkeit der Grünen. „Als ‚Erwachsenwerden' und ‚Regierenlernen' wird da verkauft, was in Wahrheit Kapitulation vor der Größe der Aufgabe ist" (Ziller 1999/8). Der Pragmatismus, der immer nur Nothilfe kennt, also die Bedingungen der Not reproduziert, verweist auf die gegebenen, zur Verfügung stehenden Vorrichtungen und Hilfsmittel.[9] Daß sie nur die andere Seite der Not darstellen, diese Einheit von Gegensätzen wird ebenso wenig gedacht wie jene von Ideal und Wirklichkeit. Im Aktualismus und Notfallfanatismus des herrschenden Pragmatismus wird bereitwillig die erpresserische Frage akzeptiert, was unter gegebenen Bedingungen (!) denn anderes als der NATO-Krieg gegen Jugoslawien möglich gewesen sei. Auf die selbst wiederum pragmatisch zu bestreitende Behauptung, es sei darum gegangen, Milošević und die Seinen zu stoppen, will ich mich hier nicht konzentrieren. Thema ist vielmehr die Verantwortungsübernahme für eine Politik, die in den vorgegebenen Bahnen einfach weiter fortfährt. Statt daß erklärt wurde, man könne nicht ausscheren, so wie die Entwicklung nun einmal gelaufen sei, bei ‚versäumter' Unterstützung zivilgesellschaftlichen Friedensengagements in den Neunzigern[10], bei destabilisierenden und den Nationalismus fördernden Interventionen jener Länder, die den aktuellen Krieg gegen Jugoslawien geführt haben (vgl. die exzellente Analyse von Gowan 1999), und bei Eingebundenheit in Bündnisverpflichtungen, statt dieser realistischen Bestandsaufnahme der ‚Erblasten' sowie der Aufgaben, die einem Außenminister unter gegebenen Verhältnissen obliegen, statt dessen wird in grandioser Selbstüberschätzung so getan, als könne man Entgegengesetztes miteinander versöhnen und selbst im Außenministerium andere Ziele verfolgen als jene, die ge-

genwärtig zu ihm gehören. Nichts ist unrealistischer als diese ‚Realpolitik', die über die Differenz der eigenen Ziele[11] zu den Aufgaben staatlicher Außen- und Militärpolitik hinwegtäuscht, und zur Verteidigung des Herrschenden unter der Fiktion führt, es sei etwas anderes als das, was es ist. Die mit ihrer ostentativen Nüchternheit angebende Realpolitik hält es bei sich nicht aus und muß mit der utopischen Verheißung werben, durch ihre eigene bloße Nähe zur Realität diese schon zähmen zu können.

In der Fixierung auf staatsimmanente Politik taucht bei grünen Kriegsbefürwortern gar nicht mehr die Vorstellung auf, es sei eine andere Herangehensweise an das Problem möglich. Durch die diesem Pragmatismus eigene kognitive Verengung des Möglichkeitsraums der Wirklichkeit[12] werden die von den herrschenden ‚Notwendigkeiten' abweichenden Entwicklungspfade[13] marginalisiert. Die grüne Selbstunterstellung in das Fortsetzungsverhalten herrschender Politik übergeht, daß Politik keine Probleme löst, sondern diese nur zum Anlaß nimmt, die Notwendigkeiten ihrer eigenen Betriebslogik klarzumachen und durchzusetzen. Wo der politische Drang, ja handlungsfähig zu sein, bedeutet, unter den *gegebenen* Bedingungen zu handeln, sich in eine *vorfindliche* Konkurrenz einzustellen und nach *ihren* Maßstäben sich als ‚realitätstüchtig' zu bewähren, und zu der Vernunft zu finden, die sich unter *diesen* Verhältnissen des Status quo ergibt, dort wird die Frage beiseitegeschoben, wie Bedingungen einer anderen, nämlich: zivilen, sozial-assoziativen Handlungsfähigkeit erst *erarbeitet* werden können.

Es herrscht ein Gestus des Sichleichtmachens vor, bei aller Mühe, die jede Politik auch dann noch macht. Wählerstimmen werden mit der Mystifikation gewonnen, es könne alles so bleiben, wie es ist. Der ursprüngliche Radikalismus der Grünen, getrennt vom Wissen um die Verwirklichungsbedingungen ihrer Ziele, Forderungen zu stellen, die zentrale Strukturen der gegebenen Verhältnisse tangieren, sich aber um diesen Gegensatz nicht zu scheren, sondern so zu tun, als seien unliebsame Vorkommnisse gewissermaßen nur vom Gegebenen ‚abzuziehen', dieser ursprüngliche Radikalismus hatte schon immer etwas Unkritisches. Das gegenwärtige radikale Unkritisch-Werden der Grünen, die Einbuße ihres früheren radikalen Images, ist nicht damit zu kritisieren, das Grünenprogramm sei gut, es halte sich nur niemand mehr daran. Auch hier wieder Fortsetzungsverhalten: Die Erfahrung, die das Bewußtsein an der Grünengeschichte gewinnen könnte, wird verstellt, wo als Erklärung die kontingente Inkonsequenz dann moralisch als korrumpiert erscheinender Subjekte bemüht wird, statt die „Möglichkeit dieser scheinbaren Akkomodation in einer Unzulänglichkeit (...) des Prinzips" dieser Politik zu begründen (MEW-Ergbd.1/327).

Die ‚radikalen grünen Ziele' vertrugen sich mit dem Urteil, die kritisierten Phänomene (von KKW bis zur NATO) seien als schlechte Verwirklichung einer sonst akzeptablen Sache aufzufassen. Sie, die eigentlich als ‚in Ordnung' befundende Gesellschaft, entspreche eben wegen diesen Kritikpunkten nicht ihrem Begriff. Nicht den gesellschaftsstrukturellen Notwendigkeiten, die zu den beklagten Sachverhalten führen, galt die Aufmerksamkeit, sondern der eigentlich unnötigen, also so oder auch anders möglichen Verwaltung und Handhabung der gesellschaftlichen Tatsachen.

Wenn die grünen Forderungen zunächst radikal klangen, aber zugleich die gesellschaftliche Wirklichkeit als eine angesehen wurde, von der man, ohne sie eigentlich beschädigen zu müssen, subtrahieren könne, was einem nicht paßt (vom KKW bis zur NATO), so wird heute die Gegenrechnung aufgemacht und es gilt die (Selbstauf-)Forderung, die eigenen Forderungen ja so zu stellen, daß man als radikaler Anwalt des Bestehenden gerade in dessen Interesse die eigene Orientierung geltend macht, diese dann aber schon so ausfallen muß, daß sie auf die Optimierung des Gegebenen sich zu reimen vermag. So sind es dann auch die grünen Haushaltspolitiker, die sich als bessere, weil grüne Sparkommissare zu empfehlen wissen und es ist kein Zufall, sondern symbolisch, wenn ausgerechnet in diesem Metier die Grünen auch auf europäischer Ebene ihren ersten relevanten Posten zugetraut bekommen.

Wer den ‚Auswuchs' vom ‚eigentlich Akzeptablen' abspaltet, muß gewärtigen, daß die Klage über den Auswuchs marginalisiert wird durch die Maßgabe, das schließlich als wesentlich und allgemein Akzeptierte nicht in Frage zu stellen. Solange es vom Kapitalismus bis zur Koalition keine Alternative zu geben scheint, relativiert sich an diesen für unumgänglich gehaltenen Allgemeinheiten die Kritik am Besonderen. Schlußendlich kürzt sich die Begründung des eigenen Tuns auf die Logik des ‚kleineren Übels' zusammen. Indem man selbst an den ‚Schaltstellen' der Macht sich geschäftig zeigt, sei Schlimmeres zu vermeiden. Irgendein Schaden findet sich immer, um dessen Vermeidung willen akzeptiert wird, was in einer Größenordnung schadet, die jene grundlegende Veränderung nötig macht, welche im Denken des kleineren Übels aber gerade nicht mehr Thema sein kann. Die grundlegenden Ziele werden beibehalten für Sonntagsreden, während am Werktag die Maxime für die politische Arbeit lautet, sie solle im Vergleich zu den anderen Parteien so gleich wie möglich (wegen ‚Machbarkeit') und so verschieden wie nötig (wegen ‚Profilierung') ausfallen. ■

Meinhard CREYDT ist Soziologe.
Er lebt in Berlin.

Literatur

Bourdieu, Pierre 1991: Die Politische Repräsentation. In: »Berliner Journal für Soziologie« H.4.

Brueggen, Willi 1999: Editorial, »Andere Zeiten« H. 2/3.

Creydt, Meinhard 1999: Das Fernste nah, das Nächste fern? Die gesellschaftliche Raumordnung als Brennpunkt gegenwärtiger Debatten. In: »Weg und Ziel« (Wien) 5/98.

Gerhardt, Volker 1990: Politisches Handeln. In: Ders. (Hg): Der Begriff der Politik. Stuttgart.

Heimann, Siegfried; Zeuner, Bodo 1974: Eine neue Integrationsideologie. In: »Prokla« H. 14/15.

Hilgers: Micha 1997: Ozonloch und Saumagen. Motivationsfragen der Umweltpolitik. Stuttgart.

Hirsch, Joachim 1989: Kapitalismus ohne Alternative ? Hamburg.

Jäger, Michael 1984: Die Grünen im Parlament und das Problem der falschen Fronten. In: »Kommune« H.12/84.

Jäger, Michael 1999: Die Grünen in der Koalition. In: »Andere Zeiten« H.1/99.

Jäger, Michael 1999a: Finale Häutung. In: »Freitag« 9.7.99, S.1.

Klein, Angela 1999: Auf dem Weg zur Regierungsfähigkeit – Die PDS nach den Bundestagswahlen. In: »Sozialistische Zeitung« Nr. 6/7 1999.

Kraushaar, Wolfgang 1988: Realpolitik als Ideologie. Von L. A. Rochau zu J. Fischer. In: »1999, Zs. f. Sozialgeschichte« 3. Jg., H. 3.

Luxemburg, Rosa 1974a: Gesammelte Werke. Band 1, 2. Halbband. Berlin (DDR).

Luxemburg, Rosa 1974b: Gefährliche Neuerungen (1911). In: Gesammelte Werke Bd. 2 Berlin (DDR).

Michels, Robert 1911: Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen

Demokratie. Leipzig.
Narr, Wolf-Dieter 1995: Politik ohne Eigenschaften. In: »Blätter f. dt. u. int. Politik« H.4.
Narr, Wolf-Dieter, Klaus Vack 1980: Form und Inhalt der Politik. In: »Links« Nr. 122.
Negt, Oskar 1991: Das moralische Dilemma des Golf-Krieges. In: »Frankfurter Rundschau« 23.2., S. 6.
Negt, Oskar 1995: Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht. Göttingen.
Richter, Horst-Eberhard 1995: Bedenken gegen Anpassung. Reinbek bei Hamburg.
Roth, Roland 1995: Greenpeace – eine neue Form menschenrechtlich-demokratisch angemessenen globalen Populismus? In: Jahrbuch des Komitees für Grundrechte und Demokratie 1995/96.
Schimank, Uwe 1983: Neoromantischer Protest im Spätkapitalismus. Bielefeld.
Tiefenbach, Paul; Wawrzinek, Andreas 1994: Auf dem Weg zur ökologischen Honoratiorenpartei? Raschkes Konzept für die Grünen. In: »Links« 5/6 1995 und »Andere Zeiten« 1995.
Wiedemann, Charlotte 1998: Grüne im Gegenwind. In: »Blätter f. dt. u. int. Politik« H. 9.
Zeuner, Bodo 1985: Parlamentarisierung der Grünen. In: »Prokla« H. 61.
Zeuner, Bodo; Wischermann, Jörg 1995: Rot-Grün in den Kommunen. Opladen.
Zeuner, Bodo; Wischermann, Jörg 1995a: Zum Verhältnis von SPD und Grünen auf kommunaler Ebene. Kurzfassung der Ergebnisse unseres Forschungsprojekts. In: »Andere Zeiten« H. 1/95.
Christiane Ziller: Geh' ich, geh' ich nicht – Der Krieg, die Menschenrechte und die Grünen. In: »Freitag« 14.5.99, S. 8.

Anmerkungen

1 Paul Tiefenbach: Die Grünen – Verstaatlichung einer Partei. Papy Rossa Verlag, Köln 1998, 221 Seiten, 28 DM.

2 „Diese Sucht des Gleichsetzens scheint das historisch Neue zu sein. (...) Die FDP hat sich der CDU angepaßt, das bleibt nicht aus, wenn die kleinere Macht mit der größeren zusammenarbeitet. Aber sie hat nie ihre Eigenart aufgegeben. Niemand konnte und kann auf die Idee kommen, der beste Weg, die Ziele der FDP zu vernichten, bestünde darin, sie selbst mit dem Vernichtungswerk zu betrauen. Eben das funktioniert bei den Grünen. (...) Sie leben in der Gleichung. In der Gleichung ist rechts und links egal, deshalb sind sie für die neue Mitte. (...) Wer in der Gleichung lebt, hält Unterschiede nicht mehr aus, außer sie sind wie Gleichungsseiten, also doch praktisch ununterschieden" (Jäger 1999a).

3 Die Kompromisse in der Hauptsache werden bisweilen dadurch legitimiert, daß „man im Kleinen Gutes tut. (...) Häufig trifft man Abgeordnete, die mit großem Engagement für Palästina, Kurdistan oder auch für Bosnien engagiert sind. Mit ihrem Einfluß können sie oft gewisse Beiträge locker machen, die dem Staatshaushalt nicht weh tun, aber den Betroffenen vor Ort beträchtlich weiterhelfen" (112f.).

4 Die analoge Kritik wird auch an der PDS geübt: Es ist auch hier die Rede von einem „Entpolitisierungsprozeß, in dem die Beschäftigung mit Wahlkämpfen den Aufbau einer gesellschaftlichen Opposition ersetzt, Personalpolitik mit verdecktem Visier den offenen Meinungsstreit, das Geschacher um Posten und die eigene ‚Karriere' den ideellen Einsatz für die Parteiziele" (Klein 1999/9).

5 „13% Zustimmung in Umfragen zum Fünf-Mark-Preis sind doch ganz respektabel, oder 33% für einen nicht unbedingt populären Stopp des Autobahnbaus im Westen" (Wiedemann 1998/1037).

6 Vgl. auch zum Gegensatz zwischen dieser Arbeit und parlamentarischer Politik eine frühe Vergegenwärtigung in bezug auf die Grünen: Narr, Vack 1980. Vgl. auch Hirsch 1989.

7 „Als scheinbar eines Besseren belehrte Alt-Pazifisten machen sie (die grünen Kriegsbefürworter – Verf.) sich zu Kronzeugen für das Scheitern der Zivilgesellschaft. In ihrem programmatischen Zentrum stand immer das Streben nach friedlicher Konfliktbewältigung. Wenn sie heute den Einsatz von militärischer Gewalt als alternativlos erklären und dafür sogar das Völkerrecht brechen, wer sollte dann noch an Alternativen glauben!" (Ziller 1999/8).

8 „Die (unerwünschten – Verf.) ökonomischen Folgewirkungen von Verstaatlichungen lukrativer Schlüsselindustrien könnten nur bei gleichzeitiger Verhinderung von Kapitalflucht, Inflation, Massenentlassungen und Investitionsstop in den vorher mit Durchschnittsprofit arbeitenden Branchen konterkariert werden. Dies aber bedeutet eine Außerkraftsetzung des Profitprinzips für ein Vielfaches der unmittelbar von der eigentlich beabsichtigten Verstaatlichung betroffenen Einzelkapitale. (...) Der Gradualismus verunmöglicht sich also selbst: Auf Grund der mit Sicherheit einzukalkulierenden ökonomischen Reaktionen des Kapitals auf die ersten Schritte müssen die zweiten, dritten etc. Schritte gleichzeitig mit oder nach dem ersten Schritt erfolgen, soll der erste Schritt nicht wirkungslos bleiben. Analoges gilt für die politische Ebene" (Heimann, Zeuner 1974, 142).

9 „Wer Zeit sparen will, wird mit Zeitverlust bestraft" (Negt 1995/401).

10 „Alle Versuche in dieser Richtung vom Wirtschaftsembargo über die UN-Truppen in Bosnien bis zu den OSZE-Beobachtern in Kosovo und den Hilfswerken waren politisch halbherzig, konzeptionell konfus und finanziell lächerlich unterdotiert: Eine Kriegswoche kostet die Steuerzahler der militärischen ‚Wertegemeinschaft' heute mehr als alle nicht-militärischen Maßnahmen in der vergangenen Dekade zusammen" (Rudolf Walther, in: »Freitag« 19, 7.5.99, S. 6).

11 Vgl. das grüne Bundestagswahlprogramm 1998, S. 135, 148f., in dem die andere Logik einer präventiven und sozialen Bearbeitung von Konflikten profiliert wird.

12 „Wer sich auf die Friedenslogik einläßt, ist aufgefordert, die aktuelle Gegenwart aus dem verdinglichten Gerüst von Hier und Jetzt zu lösen und als einen Schnittpunkt von Vergangenheit und Zukunft aufzunehmen, wodurch sich die Wege der Lösung eines zur Zeit gewaltmäßig verknoteten Problems sofort vervielfältigen und sich alle Freund-Feind-Erklärungen, die unzweideutige moralische Positionen für eine der Kriegsparteien herausfordern, als menschenfeindliche Abstraktionen von in sich äußerst differenzierten Lebensverhältnissen darstellen" (Negt 1991).

13 Vgl. a. Krippendorff 1999. Die politische Verengung auf einen Entweder-oder-Horizont blendet auch die politischen (frühe Anerkennung von Slowenien und Kroatien) und ökonomischen Hintergründe der Verteilungs- und Vertreibungskriege in Jugoslawien aus. Ein Bruchteil des heute für Zerstörung und morgen auch nur für den notdürftigsten Wiederaufbau von Jugoslawien verwandten Geldes hätte in den frühen Neunzigern den Resonanzboden für nationalistische Ideologien mindern können. Stattdessen hat das IWF-Schockprogramm 1989 für Jugoslawien die Not und die Konkurrenz unter den Landesteilen verschärft.

Bauvolk der kommenden Welt

Die Jugend ist wichtig. Quer durch alle politischen Facetten wird der Jugend zumindest vorgeblich Tribut gezollt. Sie ist schließlich Nachwuchs. Darüber hinaus ist sie Projektionsfläche der eigenen erzieherischen Visionen. Für revolutionäre Bewegungen – nicht zuletzt der Linken – war sie zudem auch Hoffnungsträgerin als gestaltende Kraft der Transzendenz oder der bereits transzendierten Gesellschaft – das de facto oder wahrscheinlichste Bauvolk der kommenden Welt.

Was Jugend aber ist, das war und ist irgendwie selbstverständlich. Viel politische Theorie – insbesondere der Linken – gab es nie bzw. wurde sie nicht sehr ausgiebig rezipiert. So selbstverständlich Jugend auf den ersten Blick aber sein mag, so

Angehörige einer Jugendbrigade in der „Straße der Jugend", DDR, April 1951.

sehr verwirrt der genauere Blick. Ist von einer Lebensphase oder von einer gesellschaftlichen Gruppe die Rede? Welchen Sinn macht die Einteilung des Lebens in Phasen, zumal in Phasen einer zielgerichteten Entwicklung? Darüber hinaus: gleich ob Jugend als soziales Segment oder als Entwicklungsepoche des Individuums gesehen wird, den Beginn und das Ende von „Jugend" zu benennen ist allemal recht schwierig.

Während Jugend zunächst ein Privileg war, ist sie ab Mitte dieses Jahrhunderts das Massenphänomen, das wir heute kennen. Nur als solches ist sie hier relevant. Allerdings gibt und gab es seitdem immer männliche und weibliche, reiche und arme, und dabei wieder „inländische" und „ausländische" Jugend.

In diesem Schwerpunkt soll dieser genaueren Betrachtung Platz geboten werden. Die Redaktion des Schwerpunktes setzte sich aus vier Schreiberinnen und einem Schreiber zusammen. Zwei davon, Melina Klaus und Yoyo Tischler, blicken auf eine zehnjährige Geschichte als FunktionärInnen einer kommunistischen Jugendorganisation zurück. In diesen zehn Jahren wurde ihnen zunehmend das Fehlen einer konsistenten Beschreibung ihres Politikfeldes im Rahmen linker Handlungsstrategien bewußt. Diesem Phänomen wird jeweils in deren Texten Rechnung getragen. Die drei anderen, Vina Yun, Jutta Sommerbauer und Rosemarie Reitsamer, sind seit mehreren Jahren kulturell politisch – im besonderen feministisch – aktiv. Jugendkultur betrachten wir gemeinsam als konstitutives Moment von Jugend, wie wir sie heute kennen. Wir sehen (Jugend)Kultur immer selbst als politisch und nicht als Mittel der Politik. Sie ist nicht zuletzt für Jugendliche *der* Weg und *die* Art der Bewußtseinsbildung und der Kommunikation. In allen Beiträgen spielt sie deshalb – in unterschiedlichem Ausmaß – eine Rolle.

Unbestreitbar ist der Trend, daß sich heute Menschen länger als jung oder jugendlich definieren und gerieren, und daß Jugend ihrerseits als deutlich zeitlich längeres und sozial breiteres Phänomen begriffen wird. Schließt man dazu noch den Umstand ein, daß Jugendliche prädestinierte „early adopters" sind – das heißt, daß sie es oft gezwungenermaßen sind, die neue Lebensverhältnisse anwenden –, so haben sie also dazu auch länger Zeit und können ihre „historische Mission" gründlicher erfüllen. Betrachtet man/frau Jugend also nicht durch die geschichtstheoretische Polaroidbrille, die vom Widerschein des Geschichtsprozesses nur jene Anteile erkennen läßt, die geschichtslinear und teleologisch sind, ja dann sind sie „das Bauvolk der kommenden Welt".

Da es *einen* Jugendbegriff nicht gibt, gibt es auch in diesem Heft keine uniforme Verwendung des Wortes. Der Versuch genau *ein* Verständnis des Terminus zu entwickeln wurde nicht unternommen. Dies erscheint angesichts der aktuellen Entwicklung auch obsolet. Im Standortstaat ist scheinbar jedEr jung-dynamisch, flexibel, belastbar, lernwillig, keinesfalls alt.

Zusätzlich zu den Beiträgen der RedakteurInnen gibt es einen essayistischen Versuch von Meret Goldwyn sich dem Thema zu nähern. Von Freerk Huisken, Uni Bremen, stammt ein Beitrag, der sich dem Thema Jugendgewalt und der Sichtweise der Wissenschaft und Gesellschaft darauf widmet.

Aus gegebenem Anlaß ist es uns ein Anliegen, darauf hinzuweisen, daß nicht-geschlechtergerechte Sprache in den Beiträgen belassen wurde. Es ist uns aber auch ein Anliegen diesen Raum zu nutzen, deutlich zu machen, daß antisexistischer Sprachgebrauch für uns eine nicht wegzudenkende Ebene der Geschlechterbeziehungen darstellt – beim Abbau von Hierarchien und Diskriminierungen. Dabei wenden wir uns gegen die androzentristische Grammatik, die dem Maskulin eine generische Funktion zuschreibt, das heißt, daß mit dem Maskulin auch gemischte Personengruppen und Gruppen, die bezüglich ihres Geschlechts nicht definiert sind, beschrieben werden. Dabei auch en passent eine Anmerkung zum Begriff Jugend: Wir sind uns bewußt, daß „Jugend" und „Jugendliche" Frauen und Männer meinen. Wir sind uns aber auch bewußt, daß scheinbar (!) geschlechtsneutrale Sammelbegriffe aufgrund geschlechtsspezifischer Stereotype und männlicher Dominanz oft ausschließlich als Maskulinum rezipiert werden. Wir hoffen, daß die geschätzten LeserInnen Jugend als die differente Gruppierung lesen, die sie für uns darstellt.

Melina KLAUS, Yoyo TISCHLER

Wir sind jung? Die Welt ist offen?

Melina KLAUS

„Die Jugend geht mutig voran" und „die Jugend ändert der Welt Geschick".[1] Die Jugend hat Privilegien und sie ist marginalisiert. Die Jugend ist widerständig und sie hört Musik. Die Jugend befindet sich in Ausbildung und in Probezeit.

Jugend war ein befristetes Lebensverhältnis vor dem Einstieg ins meist unbefristete Arbeitsverhältnis. Ist Jugend das, was sie mal war? Oder ist sie bald ein unbefristetes Lebensverhältnis in befristeten Arbeitsverhältnissen? Was ist Jugend? Wer ist jung, wer erwachsen? Und lohnen sich diese Fragen?

Da gibt es die Ermäßigung im Freibad, da ist man/frau meist bis 18 oder 19 JugendlichEr, ab 19 kommt der JungbürgerInnen-Status plus Balleinladung, Präsent und Wahlrecht, also eine gewisse „Reife" wird von rechtlicher Seite angenommen. Die Psychoanalyse kennt die Adoleszenten und ihre „Kulturkonflikte" als besondere Krisenkonstellation. Andere Disziplinen verorten die Jugendphase in Verbindung mit Fragen der Identitätsbildung, ähnlich dem, was sich an anderen Stellen als jugendliche Rebellion oder unstete Suche findet – das Jugendalter kennt Kernkonflikte, da Identität und Individuation eine intensive Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen und Handlungsanforderungen bedürfen. Hier finden sich neben den Begriffen ‚Jugend' und ‚Adoleszenz' auch die ‚Heranwachsenden'.

Die Jugendphase aus entwicklungspsychologischer Sicht markiert psychophysische Veränderungen und Verfestigungen in der Persönlichkeitsstruktur, oder sie wird eingepaßt in biologistische, phasisch-lineare Modelle der körperlichen Entwicklung. Vor allem aber sollen bestimmte Entwicklungsaufgaben gemeistert werden, kulturelle und gesellschaftliche Aufgaben, die an Menschen bestimmter Altersgruppen gestellt werden. Es herrschen also gesellschaftlich definierte Erwartungen an Jugendliche (wie an Kinder) über zeitliche Abfolgen. In einem Stufenmodell würde demnach im Jugendalter Entwicklung beendet. Ein solches Entwicklungsverständnis impliziert natürlich, neben einer etwas eigenartigen Linearität, auch jeweils die Unterscheidungen zwischen gelungenen und mißlungenen Bewältigungen, gemessen an einem Soll-Wert. Fehlentwicklungen also nicht ausgeschlossen, die auch gleich „unangepaßtes" Erwachsenenverhalten miterklären können. Dieser normative Gehalt der meisten Entwicklungskonzepte zeigt sich auch in den pädagogischen Rezepten, mit denen sie stets im Kombi-Pack zu haben sind. Immer wieder geht es um das Aufheben von Defiziten bzw. deren notwendige Überwindung.[2] Weder werden Kompetenzen, Normen und Werte, die Lebensphase für Lebensphase übernommen werden müssen/sollen problematisiert, noch geraten diese Phasen und Lebensläufe im allgemeinen als gesellschaftlich definierte und produzierte in den Blick.

Am ehesten findet sich in soziologischen Theorien die Jugendphase als gesellschaftlich produziertes Phänomen, als einheitlich identifizierbarer Lebensabschnitt, in dem der Prozeß der Integration in die Gesellschaft abläuft und zu einem Abschluß kommt. In allen gesellschaftlichen Bereichen sollen bestimmte Handlungskompetenzen erworben werden. Die einfachste herkömmliche Definition wäre demnach: Erwachsenenstatus ist dann erreicht, wenn einerseits die schulischen und beruflichen Ausbildungsverhältnisse abgeschlossen und der Einstieg ins Erwerbsleben vollbracht sind, und wenn andererseits die Ablösung vom Elternhaus und das ‚Stehen auf eigenen Beinen' vollzogen sind.

Die Vorstellung von Jugend

Nach den Theorien von Psychologie, Soziologie, etc. zu fragen, ist nicht deshalb relevant, weil sie besonders wissenschaftlich wären, oder es besonders seriös ist, wissenschaftliche Analysen abzuklopfen. Sondern diese diversen Vorstellungen und Befunde sind es, die in gesellschaftliche Diskurse zum Thema Jugend eingehen. Was unter anderem die Psychologie, die Soziologie, der bürokratisch-verwaltungstechnische Apparat Jugend nennt, ist das, was wir in Alltagstheorien vor allem als Jugend verstehen. Auch eigene Erinnerungen und Erfahrungen finden weitestgehend innerhalb vorgegebener Entwicklungs- und Erlebniskonstruktionen statt.

Was linke bzw. gesellschaftskritische Ansätze und Rezeptionsweisen innerhalb und außerhalb diverser Disziplinen betrifft, werden Theorien und Vorstellungen von Jugend um einige Punkte angereichert.

Da wäre einmal die Kapitalismuskritik. Unter dem Aspekt der Verwertung wird Jugend im Zusammenhang mit „Menschen-werden-zu-variablem-Kapital" gesehen. Jugend ist auch als Pol der Gesellschaftskritik, als kritisches Potential relevant (auch jenseits von „wer mit 18 keinE KommunistIn war..."). Beschränkte Handlungsmöglichkeiten, wie sie der Kapitalismus auferlegt, bringen demnach Widerständigkeit mit sich. Das Sich-Einrichten, Sich-Arrangieren, sich auf die fremdbestimmte Erwachsenenwelt einzulassen, die Erfahrung zu machen, daß ‚eigene Interessen' nicht auch ‚fremde Interessen' sein müssen, läuft nicht reibungslos ab.

Da wären weiters Jugendliche als wichtige AkteurInnen. *„Mit der Jugend zieht die neue Zeit."* Sie wird die Zukunft sowohl erleben, übernehmen als auch gestalten (müssen). Einerseits eine ganz pragmatische Schlüsselposition, andererseits im Zusammenhang mit politischen Bewegungen und Traditionen, die *„vorwärts streben"* oder *„eine neue junge Welt bauen"*, symbolisch aufgeladen.

Und da wären nicht zuletzt Theorien und Versuche, die Jugend, jugendkulturelle Ausdrucksweisen und gesellschaftliches Sein zusammenzudenken, jugendliche Lebenswelten als sich kulturell gestaltende Lebenswelten zu erkennen und zu analysieren. So sind es jugend- und populärkulturelle Phänomene, die einen (gebührenden) immer wichtigeren Platz einnehmen in Analysen und im Herangehen an das Thema „Jugend". (Jugendkulturelle Fragen werden allerdings in diesem Beitrag ausnahmsweise relativ ausgeblendet.)

Die Verschiebung von Grenzen

Auffällig ist nun schon längere Zeit, daß ‚Jugend' zunehmend als sich verändernde, sich verlängernde, dynamische Lebensphase rezipiert wird. Sowohl was allfällige Altersgrenzen als auch was gesamtgesellschaftlich charakteristische Lebensabschnittsmerkmale betrifft. Schon in den achtziger Jahren wurde in soziologischen Befunden wie in Marke-

tingumfragen das eingeengte juridische Verständnis von Jugendlichen, als zum Beispiel jungen Männern und Frauen zwischen 14 und 19 Jahren, „nach hinten" ausgedehnt bis zu etwa 25 Jahren, in der Zwischenzeit hat sich der Abschnitt zuerst „nach vorne" zu 12jährigen verlängert, und mittlerweile findet sich etwa in der Abteilung ‚Entwicklungs- und Strukturdaten' des österreichischen Unterrichtsministeriums eine Definition von Jugend als der Altersgruppe der 12- bis 29jährigen. Allgemein haben sich diverse ‚ExpertInnen' weitgehendst darauf geeinigt, „daß eine altersmäßige Festlegung der Jugendphase nicht möglich und nicht sinnvoll ist".[3] Was heißen soll, daß vor allem das Ende der Jugendphase nicht mehr an ein bestimmtes Alter oder Lebensdatum gebunden werden kann.

Bisher charakteristische Eck- und Endpunkte lassen sich nicht mehr so einfach und eindeutig festmachen.

Im Mittelpunkt sollte jedoch nicht so sehr die Frage stehen, wer denn jetzt wirklich noch ‚jung' wäre, vielmehr ist spannend, welche gesellschaftlichen Veränderungen diese Lebensphase denn gleich mitverändern, da Jugend mit ihrem charakteristischen Stellenwert im Lebenslauf bei der Reproduktion der Gesellschaft eine wichtige Rolle spielt. Relativ unkritisch liest sich das etwa so: „Grundsätzlich stellt sich für die Gesellschaft die Aufgabe, Vorkehrungen zu treffen, daß es gelingt, Jugendliche auf solche Motivations- und Kompetenzstrukturen einzustimmen, die bei ihrem Nachrücken in Erwachsenenpositionen das Funktionieren des gesellschaftlichen Systems sichern, zugleich aber soviel Spielraum für kreative und möglicherweise von der Norm abweichende Motive und Kompetenzen einzuräumen, daß für neuartige Probleme des Systemerhalts der Gesellschaft innovative Lösungswege erschlossen werden können." – Also zusätzlich zum Systemerhalt können/müssen Jugendliche offensichtlich vor allem auch gesellschaftliche Neuerungen tragen.[4]

Der Fokus auf historische Gewordenheit und Veränderungen ist auch für die Analysen und Diskussionen über Lebensphasen angesagt.

„...und wurden früh schon alt"

Erst seit weniger als 150 Jahren wird Jugend als eigene Lebensphase im menschlichen Lebenslauf identifiziert und definiert. Bis dato gab es zwar ‚Jugend' als bestimmte Phase der emotionalen- und Persönlichkeitsentwicklung, Jugend als Zustand, in dem gestürmt und gedrängt wird oder in dem das Herz in Aufruhr ist. Für die Entstehung der „Jugend" als ökonomische und soziale Gruppe mußte sich die Gesellschaft erst noch verändern – via Industrialisierung, allgemeines Schulsystem und den entstehenden bürgerlich kapitalistischen Gesellschaften.– Zunächst etablierte sich die Lebensphase „Kind" samt modernem pädagogischen Verständnis davon. Auch Kindheit ist keine „anthropologische Konstante, sondern – als Konzept und Realität – historisch geworden".[5] Mit der zeitlichen und lebensweltlichen Distanz zwischen Kindern und Erwachsenen wächst übrigens auch das Machtgefälle. Der Prozeß der Zivilisation trennt sie mehr und mehr – hier die zivilisierte, reife, erwachsene Welt, da die Kinder noch ungebildet, noch roh, noch unzivilisiert.

Mit voranschreitender Industrialisierung und Urbanisierung entfernt sich Kind-Sein immer weiter von Erwachsen-Sein. Und die immer größer werdende (Zeit)Distanz gewinnt mit allen gestiegenen Anforderungen, die der Produktionsprozeß bereithält, an Wichtigkeit. Dem gesellschaftlichen Nachwuchs wurde mehr und mehr Zeit zugestanden, sich die erforderte Entwicklung, Reife und vor allem Qualifikation anzueignen. Jugend, Jugendlichkeit ist nicht länger die Zeit der unruhigen Herzen und Gemüter, Jugend ist nunmehr die Zeit der Vorbereitung und Ausbildung. Wie die klassische „Jugend" treten auch klassische Bildungsvorstellungen in den Hintergrund. Bilden heißt jetzt Nutzbar-machen für das ökonomisch-soziale Dasein.

Die bürgerliche Gesellschaft erforderte es und es war auch zunächst nur das Bürgertum, das wohlhabend genug war, jungen Menschen diese Qualifizierungs-, Reife- und somit auch „Abschirmungszeit" zuzugestehen. Um die Jahrhundertwende gehen bürgerliche Jugendliche in deutschen Städten als sogenannte „Jugendbewegung" (mit ihren Ablegern, den „Wandervögeln") in die Geschichtsbücher ein. Bewegung, so wird festgestellt, deshalb, weil die Jugend mit der Gesellschaft hadert und nicht ans Ziel kommen möchte.

Die Moderne brachte aber Schritt für Schritt auch den jungen Angehörigen proletarischer und bäuerlicher Schichten die Lebensphase Jugend, unter anderem auch in dem Maße, wie die Idee der Volksbildung um sich griff. Jedoch – in allen sozialen Schichten waren es zunächst männliche junge Menschen, die sich an dieser Lebensphase orientieren konnten.

Nach einem Weltkrieg, nach einem Zwischenspiel und nach einem zweiten Weltkrieg geht es in den fünfziger Jahren in den entwickelten kapitalistischen Zentren mit Jugend als Massenphänomen so richtig los. Jugendliche werden zu einem gesellschaftlichen Segment, Jugend wird zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Kategorie, an der alle teilhaben. (Was nicht heißt, daß nicht auch damals, wie heute, die soziale Gestalt dieser Lebensphase, zum Beispiel je nach Geschlecht oder Herkunft deutlich unterschiedlich ausfallen kann.) Jugendlich waren alle, obwohl die einen Mädchen und Bübchen vielleicht die Berufsschule, die anderen Mädels und Burschen ein humanistisches Gymnasium absolvierten, obwohl viele junge Frauen wahrscheinlich eine ‚hauswirtschaftliche' Schule besuchten, und obwohl sich insgesamt Langzeitperspektiven und Lebenschancen unterscheiden konnten.

1955 wird im deutschsprachigen Raum die erste demoskopische Jugendumfrage gestartet, Jugendliche werden als politische und marktstrategische Gruppe relevant, 1956 erscheint »BRAVO« und gibt Anleitungen in Serien, wie „der neue Typ Teenager".

Auf dem Weg vom bloßen Lebensabschnitt hin zu einer gesellschaftlich relevanten und vor allem auch (relativ) homogenen Gruppe, die sich eben selbst als Jugend identifiziert, spielen die vielschichtigen Arten jugendlicher Ausdrucksformen die herausragendste Rolle. Das komplizierte Kodierungsgeflecht aus Musik, Mode, Sprache, darstellender Kunst, Literatur und Statussymbolen, welches fortan als Jugendkultur firmierte, ist geradezu synonym für Jugend. Jugendkultur verhalf den Jugendlichen zur Jugend für sich zu werden.

Jugend als Gruppierung wird zur Generation. Die vor allem von „außen" oder „im nachhinein" attestierte Homogenisierung muß im selben Zug auch

wieder relativiert werden. Jugendkultur kennt immer auch geschlechtsspezifische Zugänge, Orte und Ausdrucksformen. Und Jugendkultur kennt affirmative und kritische Spielarten, auch wenn sie meist per se als dissident erscheint.

Im weiteren zeitlichen Verlauf kommen und gehen mit gesellschaftlichen Entwicklungen jugendkulturelle Strömungen und mit ihnen auch andere politische Schwerpunkte und Ausdrucksformen.

Dynamik sozial

„Jugend war bisher..." ist einfacher festzumachen, als „Jugend ist...". Gegenwärtig sind junge Männer und Frauen vor allem Post-68erInnen, die Post-Baby-Boomer-Generation (bald post-post) vielleicht gar post-modern; sie leben im post-industriellen Zeitalter, oder im Post-Fordismus, auf jeden Fall post-1989, usw, usw. Jugend jetzt wird als ‚post', sich wandelnd, dynamisch, durcheinander, usw. beschworen. Wie lebt sich's da?

Wenn, wieder allgemein, Jugend mit dem Aufbau einer eigenen Existenz, dem Einstieg ins Erwerbsleben, der Reproduktion der Gesellschaft, usw. zu tun hat, wie drücken sich die Dynamik oder der Wandel sozial aus?

In sogenannten Wachstums-Zeiten konnten vergangene Generationen mehrheitlich ihren Lebensstandard, im Verhältnis zu dem ihrer Eltern, steigern. Zur Zeit sieht es eher so aus, als hieße die Frage: „Kann ich den Standard meiner Eltern halten?" Dazu braucht es meist Glück und einen Bildungsabschluß, der über dem der Herkunftsfamilien liegt.

Die Erfahrungen der Wachstums-Generationen sind passé. Erfahrung ökonomisch bedingter Marginalisierung nehmen unter Jugendlichen zu, denn die letzten Generationen unterscheidet vor allem auch der Ab- und Umbau des sozialen Wohlfahrtsstaates.

Eine weitere allgemeine Feststellung lautet, daß sich der Zeitpunkt des Eintritts ins Erwerbsleben altersmäßig immer weiter nach hinten verschiebt. Was ja ursächlich mit der Rede von der ausgedehnten Jugend zusammenhängt. Dabei spielt aber zusätzlich eine Rolle, daß dieser Eintritt auch seine Endgültigkeit verliert. Die Gefahr, von Arbeitslosigkeit bedroht zu werden nimmt zu, wie auch die Notwendigkeit, vielleicht mehrmals den Arbeitsplatz oder die Branche zu wechseln. Was einen Einstieg in eine gesicherte Existenz, wie sie zu erreichen war, nicht gerade erleichtert.

Während die Erwerbsquote der 15-20jährigen sinkt und sinkt, (schon in den achtziger Jahren ist Erwerbstätigkeit für die unter 20jährigen kein charakteristisches Merkmal mehr)[6], finden sich diese Jugendlichen gemeinsam mit immer mehr über 20jährigen (StudentInnen inklusive) in Ausbildung wieder.

Ausbildung, Integration und Segmentierung

Immer mehr Jugendliche aller Altersgruppen halten sich immer länger in Bildungsinstitutionen auf. Seien es AHS und Universität, Berufsbildende Schulen, Fachhochschulen, Berufsschulen, oder hierzulande seit neuestem Berufslehrgänge. – Einerseits ist dies sicher der Ausdruck von, wie immer man/frau es nennen will, Bildungsexpansion, Qualifikationsoffensiven etc. Andererseits wird das öffentliche Bildungssystem mehr und mehr zu einem Auffangbecken für die, die keine Aufnahme im Erwerbssystem finden. Das betrifft sowohl viele 15-19jährige Jugendliche, die Vollzeiteinrichtungen, wie AHS, BHS, BMS, Berufslehrgänge, besuchen und somit der Jugendarbeitslosigkeitsstatistik fern gehalten werden bzw. sich selbst fern halten, als auch die „älteren Semester", die an den sogenannten Primärabschluß immer mehr Bildungsabschlüsse anhängen, wobei der (noch) sogenannte Letztabschluß immer weiter in die Ferne rückt. Wobei das Bild des ‚Auffangbeckens' so zu verstehen ist, daß es sehr wohl aus der kapitalistischen (Arbeitsplätze)Not heraus aufgeblasen und vergrößert wird, längere Ausbildungszeiten per se ja aber kein Nachteil sind. Verschärft wird die Lage allerdings durch das Fehlen eines adäquaten sozialen Sicherungssystems!

Diejenigen, die nach Beendigung der Schulpflicht den ersten halben Schritt ins Erwerbsleben tun, nämlich eine Lehre beginnen, sind diejenigen, die des weiteren am stärksten von Arbeitslosigkeit bedroht sind. Fast 50 Prozent aller arbeitslosen Männer haben als Letztabschluß eine Lehre vorzuweisen, 60 Prozent aller Lehrlinge werden in rückgängigen Branchen ausgebildet, oder in Betrieben, wo auf eine spätere Anstellung nicht zu hoffen ist. Die Zahl der Lehrlinge ohne österreichische Staatsbürgerschaft steigt – in einem rassistischen System ein zuverlässiger Gradmesser für den Status und die Zukunftsaussichten eines Segments. Wie ja auch bestimmte Ausbildungszweige sich oft für junge Frauen öffnen, wenn hinter den Kulissen schon deren Schließung beschlossen wird.

Was die geschlechtsspezifische Diskriminierung und Differenz der Bildungsbiographien und Wege ins Erwerbsleben betrifft, muß (leider) verabsolutiert werden: Kein Ausbildungszweig ist geschlechtsneutral. Mädchen befinden sich im allgemeinen kürzer im Ausbildungssystem und innerhalb aller Ebenen ist das Bildungssystem geschlechtsspezifisch segmentiert. Die Männer- und Frauenquoten sind unterschiedlich bei Lehrausbildung versus

People try to put us d-down (Talkin' 'bout my generation)
Just because we get around (Talkin' 'bout my generation)
Things they do look awful c-c-cold (Talkin' 'bout my generation)
I hope I die before I get old (Talkin' 'bout my generation)

This is my generation
This is my generation, baby

Why don't you all f-fade away (Talkin' 'bout my generation)
And don't try to dig what we all s-s-say (Talkin' 'bout my generation)
I'm not trying to cause a big s-s-sensation (Talkin' 'bout my generation)
I'm just talkin' 'bout my g-g-g-generation (Talkin' 'bout my generation)

This is my generation
This is my generation, baby

Why don't you all f-fade away (Talkin' 'bout my generation)
And don't try to d-dig what we all s-s-say (Talkin' 'bout my generation)
I'm not trying to cause a b-big s-s-sensation (Talkin' 'bout my generation)
I'm just talkin' 'bout my g-g-generation (Talkin' 'bout my generation)

My Generation. Lyrics: Pete Townshend, performed by The Who, 1965

Fachschulbereich, BHS-Matura versus AHS-Matura, Studium versus hochschulverwandte Ausbildung (nicht schwer zu erraten, wer jeweils die höhere Quote aufzuweisen hat), sowie auf allen Ebenen von Fachrichtungen. Ab der achten Schulstufe geht's los, da schlagen weibliche und männliche Jugendliche ihre unterschiedlichen Laufbahnen ein. Unter Lehrlingen insgesamt findet sich ein Drittel Mädchen, wobei die Langzeitperspektiven für weibliche Lehrlinge besonders prekär sind. Kurzformen von berufsbildenden mittleren Schulen (BMS) ohne adäquate Berufsausbildung oder aber adäquate Grundvoraussetzung für den Besuch weiterführender Bildungswege sind von 90 Prozent Mädchen belegt. Mädchen die hierzulande in die Schule gehen, meist hier geboren wurden, aber keine österreichische StaatsbürgerInnenschaft besitzen, finden sich öfter in Sonderschulen und in der Hauptschule wieder als ihre österreichischen Altersgenossinnen. Hauptschule bedeutet vor allem im städtischen Bereich immer mehr Hoffnungslosigkeit. Nach der Pflichtschule unterscheiden sich die Wege tendenziell nicht von Mädchen mit österreichischem Paß, allerdings verläßt ein höherer Anteil nach der Pflichtschule das Bildungssystem, was Arbeitslosigkeit, Anlernstelle oder Hilfsarbeit bedeutet.

Das Bildungssystem vergibt also Berechtigungszertifikate, die Positionen in der arbeitsteiligen Gesellschaft zuweisen. So wird in dieser Lebensphase der Prozeß der Integration immer auch zu einem Prozeß der Auslese und Segmentierung.

Neben Ausbildung steht heute auch zunehmend Weiterbildung auf dem Programm oder diese Unterscheidung verschwimmt gar. Der strapazierte Begriff des „Lebenslangen Lernens" tut auch noch seinen Teil, Verwirrung aufkommen zu lassen. Was schön, human, emanzipatorisch klingen kann, kann auch als Notwendigkeit einer immer schneller werdenden Anpassungsleistung gelesen werden. Was früher vielleicht Erwachsenenbildung genannt wurde, führt heute bei den einen dazu, Lebensphasen in Frage zu stellen, Dynamik und Flexibilität auszurufen, und bei anderen dazu, das Verloren-Gehen der Erwachsenenwelt zu beklagen.

Sich weiter zu bilden, fühlen sich Wiedereinsteigerinnen und viele andere Erwachsene aufgerufen und auch die von vielen sogenannte jugendliche „Spaßgeneration" gibt als eine der wichtigsten Freizeitbeschäftigungen Weiterbildung an.[7] Was bezüglich dem Prozeß der Integration und Segmentierung und der damit verbundenen Lebensphase mit sich bringt, daß sich diese entgrenzt, oder zumindest relativiert.

Early adopters

Erwachsen-Werden ist nicht einfach. Erwachsen-Sein differenziert sich zunehmend.

Mit 14 Jahren sieht hierzulande, was die Lebensphase betrifft, die Situation der meisten noch sehr ähnlich aus. Ein paar Jahre später, und die Lebensformen können schon ganz verschieden sein, und trotzdem noch das gemeinsame Etikett jugendlich tragen. Die einen haben eine abgeschlossene Lehre, arbeiten und leben noch bei ihren Eltern/einem Elternteil. Die anderen studieren, besuchen Schulen oder Kurse, wohnen aber allein oder mit FreundInnen, auch wenn sie tendenziell später ausgezogen sind, als ihre Mütter und Väter anno dazumals. (Haushaltsgründung ist übrigens ein häufiger Grund für Verschuldung. Damit ist mitnichten der Kauf einer Wohnung oder der Hausbau gemeint. Meist werden Kredite für eine Kaution und die ersten Möbel aufgenommen. Über 50 Prozent der KlientInnen der IfS-Schuldnerberatung sind unter 35 Jahre alt.) Nicht wenige sind junge Alleinerzieherinnen. Manche leben in einer Zweierbeziehung, beziehen allerdings die finanzielle Unterstützung von ihren Eltern. Andere wieder leben allein und kinderlos, haben allerdings bereits eine existenzsichernde Beschäftigung.

So gerät Parameter um Parameter ins Wanken.

Junge Frauen und Männer befinden sich in repräsentativem Ausmaß in sogenannten neuen Beschäftigungsformen. Flexible Arbeitszeiten, befristete Verträge, sozial selbstversichert oder ungesichert, oder aber sozialversichert im Teilzeitausmaß, was auch immer. Jedenfalls nicht das, was einmal Normalarbeitsverhältnis genannt wurde. Da Jugendliche in einem starken Ausmaß von Arbeitslosigkeit bedroht und in ihren Ansprüchen und Perspektiven weniger festgelegt sind, ist dieses Beschäftigungssystem oft der einzige Ausweg, der nicht frei gewählt ist. Gleichzeitig spielen sie aber auch ihre Rolle der ‚early adopters', der TrägerInnen und InnovatorInnen des sozialen Wandels.

Erwachsene Jugend, differenzierte Gesellschaft

Wenn nun auch eine Autonomie im Erwerbsleben auf dem Weg zum Erwachsen-Sein, immer später erreicht wird und sich auch andere Zielpunkte immer weiter verschieben oder aufweichen, scheint es, daß Autonomie in anderen Bereichen früher als bisher erreicht wird. Politik, Kultur, Konsum, Sexualität, hier haben sich partizipatorische Möglichkeiten, gegenüber Elterngenerationen, nicht nur verfrüht sondern auch erweitert.

Das schafft eine Gleichzeitigkeit erwachsener gesellschaftlicher Teilhabe, Geltungsansprüche, Handlungsmöglichkeiten und jugendlicher Existenzformen und Lebensgefühle.

So kann auch das Bild, das von einer Generation gezeichnet wird, durchaus unterschiedlich ausfallen. Wobei die Fragen spannend sind, wer sich, jenseits von Geburtsdaten, als eine Generation versteht, und zukünftig als eine Generation verstanden werden wird? Ob und wie sich bei fortschreitender gesellschaftlicher Segmentierung Jugendliche durch Momente zur Generation verbunden sehen (werden)? Oder welche Existenzform überhaupt als welche Lebensphase gesehen werden kann? Im Vergleich werden Differenzen sichtbar. Im Vergleich aufeinanderfolgender Generationen wird gesellschaftlicher Wandel sichtbar.

Wie sehr Differenzierungsprozesse quer verlaufen und die Lebensbedingungen, gleich welcher Altersgruppe, berühren, wird die Aufgabe sein, zu beobachten. ■

Melina KLAUS ist Frauensprecherin der KJÖ-Junge Linke. Sie studiert Pädagogik und Germanistik und arbeitet seit drei Jahren sporadisch mit Mädchen aus MigrantInnenfamilien. Sie hat bisher runde 20 Pensionstage angespart.

Anmerkungen

1 Alle im weiteren kursiv gedruckten Liedzeilen aus: Mit Gesang wird gekämpft – Lieder der Arbeiterbewegung, Dietz, Berlin, DDR, 1967. Auffällt an diesem Buch und Liedgut – je weiter chronologisch nach hinten, desto mehr Jugendsujets.

2 Vgl. Klaus Holzkamp, Kolonisierung der Kindheit. In: Schriften 1 – Normierung – Ausgrenzung – Widerstand, Hamburg 1997.

3 Hurrelmann, Rosewitz, Wolf, Lebensphase Jugend, Weinheim, o. J. S. 17.

4 Ebd., S. 28.

5 Vgl. Klaus Holzkamp, s.o.

6 Vgl. Hurrelmann, Rosewitz, Wolf, S. 48.

7 Nachzulesen im aktuellen deutschen Shell-Report unter http://www.shell-jugend2000.de.

...allright, this time just the girls

Mädchen und Jugendkultur

Jutta SOMMERBAUER & Vina YUN

Jugendkultur ist längst „in" –
nicht länger marginal,
sondern in höchstem Maße verwertbar
für Ökonomie und Politik.
Doch wieso überhaupt das Interesse an
einer Jugend- bzw. Populärkultur?
Und wie kann feministische
Theorie davon profitieren?

Der Beginn der Auseinandersetzungen mit dem Phänomen der modernen „Alltagskultur", die Massenkultur, Jugendkultur etc. umfaßt, ist untrennbar mit der Entwicklung der sogenannten Cultural Studies verbunden. Die Anfänge der Cultural Studies liegen in Großbritannien, genauer gesagt an der Universität in Birmingham, wo 1964 das „Centre for Contemporary Cultural Studies" (CCCS) gegründet wurde. Zu den Begründern zählen Richard Hoggart, Raymond Williams und Edward P. Thompson – Persönlichkeiten der britischen New Left, der sich Ende der fünfziger Jahre eine Reihe Intellektueller aus unterschiedlichen humanwissenschaftlichen Disziplinen anschlossen. Neben dem neuen Forschungsfeld der „populären Kultur" verband die KulturkritikerInnen ein gemeinsames politisches Engagement, das vorwiegend marxistisch geprägt war, und, wie die englische Soziologin Erica Carter betont, im Laufe der Jahre „unter dem Druck feministischer und schwarzer Intellektueller auch feministisch und anti-rassistisch wurde".[1]

In den späten Sechzigern übernahm Stuart Hall, dessen Name bis heute wahrscheinlich am stärksten mit Cultural Studies assoziiert wird, die Leitung des CCCS und hob stärker ihren gesellschaftstheoretischen Auftrag und ihr anti-elitäres Verständnis von Kultur sowie die Parteinahme für marginalisierte soziale und ethnische Gruppen hervor.

Vereinfacht gesagt, bestand die Leistung der frühen Cultural Studies vor allem in der Ausdehnung des Kulturbegriffes – im Gegensatz zur traditionellen Auffassung von „Hochkultur versus Massenkultur" („high"/„low culture"), in Opposition zur einflußreichen Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, die als Kritik an der Vermarktung aller gesellschaftlichen Bereiche (inklusive der Privatsphäre, also der Freizeit) einen Kulturpessimismus pflegte (Massenkultur als Manipulation, falsches Bewußtsein etc.) und nicht zuletzt auch als Kritik an der politischen Ökonomie als einzig zulässiges gesellschaftliches Analysemodell – in Rückgriff auf Konzepte und Begriffe wie der Hegemonie von Antonio Gramsci.

Das Statement „culture is ordinary" als Ausgangspunkt ermöglichte folglich einen neuen Blickwinkel, das Verständnis von Kultur als einem Feld, auf dem Gruppen um die Durchsetzung ihrer spezifischen Interessen kämpfen, aber ebenso Widerstand formulieren, ebnete einen neuen Forschungsstil: „Es ging um die Analyse von Kultur als einem begrifflich klar unterschiedenen Zusammenhang materieller Handlungsweisen und Formen, in denen symbolische Bedeutung produziert und zirkuliert und kulturelle Identitäten erzeugt werden."[2]

Weil wir jung sind. Text: Gerhard Wolfram, Musik: Joachim Werzlau

Feminismus & Cultural Studies

Rosalind Coward, Angela McRobbie, Erica Carter, Chris Weedon – das sind nur einige Namen aus einer ganzen Reihe von Theoretikerinnen, die aus dem Umfeld des CCCS kommen.[3] Das Interesse vieler Feministinnen an Cultural Studies erklärt zum Beispiel Erica Carter derart, daß „sich die Cultural Studies vor allem wegen ihres Engagements für eine symbolische Politik von Kultur und Identität in den letzten Jahren mit bestimmten Richtungen des Feminismus zusammengeschlossen haben".[4] Im Gegensatz zu den Vertreterinnen eines bürgerlich-liberalen Feminismus, die lediglich für die Anerkennung von Frauen innerhalb des herrschenden kulturellen Diskurses eintraten, „gingen Feministinnen, die im Rahmen von Strukturalismus, Poststrukturalismus und Cultural Studies arbeiteten, davon aus, daß feministische Kulturpolitik eine grundlegende Überprüfung der Werte, auf denen kulturelle Hegemonie beruht, voraussetzt."[5]

Dementsprechend haben Cultural Studies in der feministischen Theorie neue Impulse gesetzt, denn allein das veränderte Kulturverständnis stellte die bis dahin üblichen negativen Bewertungen von massenkulturellen (und als „weiblich" charakterisierten) Phänomenen ernsthaft in Frage. Es ist daher nicht verwunderlich, daß, besonders im angelsächsischen Raum, die verschiedenen Felder der Populärkultur wie Trivialliteratur, Liebesroman, TV-Soaps, Mode, Frauenmagazine usw. mit

feministischer Kritik verbunden wurden. Statt moderne weibliche bzw. weiblich identifizierte Kulturformen abzuwerten, entdeckten feministische Autorinnen etwa Popmusik und Madonna neu, und auch die Rezipientinnen der Massenkultur wurden durch den Forschungsstil der Cultural Studies nicht mehr als bloß passive Masse, sondern als neue Subjekte wahrgenommen – inzwischen zeugt der anhaltende, unglaublich hohe Output an Publikationen rund um Girlism/Riot Grrrl, Mode & Konsum, TV-Culture, Kino etc. von einer fortschreitenden „Kulturalisierung" innerhalb der jüngeren feministischen Forschung.

Cultural Studies nehmen populäre Kultur ernst, weil sie ihre Subjekte, das Pop-Publikum ernstnehmen. Ein wesentlicher Teil dieses Publikums sind natürlich Jugendliche – sie definieren nicht zuletzt auch mittels kultureller Praxen ihren Standort in der Gesellschaft. An dieser Stelle werden immer wieder die Autoren Paul Willis und vor allem Dick Hebdige, der mit „Subculture. The Meaning of Style" sozusagen einen Klassiker der Jugendkulturforschung verfaßte, zitiert. Sie analysieren beispielsweise die Bedeutung von Style und Styling in verschiedenen Jugendsubkulturen (zum Beispiel Mods und Punks), warum Tanzen und Musik wichtig sind und die vielfältige Jugendmagazinkultur nicht ignoriert werden kann.

In der neuen Lesart der Cultural Studies werden Jugendlichen also eigene Handlungsspielräume und Formen kulturellen Widerstandes zugestanden – dementsprechend wird Jugendkultur häufig mit Attributen wie Lust, Freiheit, Dissidenz und sozialen Veränderungen in Verbindung gebracht. Bei näherer Betrachtung stellt sich allerdings die Frage, ob dem wirklich so ist – und vor allem: für wen?

Jugendkultur als Jungenkultur

„Wir ziehn durch die Stadt / Unsren Haß schrein wir raus / Tätowiert, derbes Outfit, so sehen wir aus / Zur Anpassung sind wir niemals bereit / Das ist unsre Szene, unser Leben und unsre Zeit / Schlag zurück, schlag zurück".

„Schlag zurück", so lautet der unvermeidliche Titel dieses Songs der Coburger Band „Rawside", einer in der deutschsprachigen Punk- und Hardcoreszene recht populären Formation. Das Lied stammt nicht etwa aus den Achtzigern, was durchaus möglich erscheint, wenn die maskulin-energetische Parole „Schlag zurück" mit dem konservativen gesellschaftlichen „Backlash" assoziiert wird, sondern stellt vielmehr ein beeindruckendes Zeugnis männlicher Subjektivität Mitte der neunziger Jahre dar: Harte Jungs, „Outlaws", wie klar durch Tattoos und Militär-Outfit erkennbar ist, planen auf der Straße, dem jugendkulturellen Ort par excellence, „ihren" Aufstand gegen das bürgerliche Übel.

Wenn derartige Erzählungen und „Rockmythen" von der männlichen Revolte gegen die Enge der Kleinfamilie, gegen Pflichterfüllung und das Einnehmen einer gesellschaftlich vorgesehenen Rolle heute wie damals in den fünfziger Jahren, als sich das Phänomen „Jugendkultur" mittels Kulturindustrie und Rockmusik zu konstituieren begann, noch immer präsent sind, drängen sich einige Fragen zu diesen, gemeinhin naiv mit „Sex, Drugs und Rock 'n' Roll" identifizierten Bewegungen geradezu auf: Auf welche Weise sind die patriarchalen Geschlechterverhältnisse in ihnen eingeschrieben und welche (realen und imaginierten) Plätze können Mädchen in diesen Kontexten einnehmen? Auf den Punkt gebracht: Warum muß der „Rebell" zwingend männlich sein?

Jugendkulturelle Artikulationen können in diesem Zusammenhang weder idealisiert als „unkonventionelle Gegenwelten" noch als genuin „männliche" Ausdrucksformen begriffen werden. Vielmehr stellen sie soziale Bewegungen und Sphären dar, in denen immer auch die modernen hierarchischen Geschlechterarrangements, mit ihrer Verortung von Weiblichkeit und dem Privaten, der Familie, und der Verknüpfung von Männlichkeit mit der politisch-öffentlichen Sphäre, reproduziert und repräsentiert werden. Die Figur des jugendkulturellen „Rebels" konnte sich daher nur in Abgrenzung zum „verweiblichten Heim" bilden, das – gemäß der binären Logik – alles symbolisiert, was er nicht ist bzw. nicht sein will.

Aus dieser Perspektive werden sodann die Funktionen sichtbar, die Mädchen – auch heute noch – in jugendkulturellen Szenen zugewiesen bekommen: Viel eher sind sie die „Freundin" eines männlichen, dafür umso aktiveren Teilnehmers an der Jugendkultur als selbständig in der Kulturproduktion, zum Beispiel als Konzertorganisatorin, Plattenproduzentin oder Musikerin tätig zu sein. Weitere Beispiele der Repräsentation von Mädchen als jugendkulturelle Teilnehmerinnen sind der primär durch die Sexualität definierte weibliche „Groupie", oder eben klassisch: kreischende Fans als Synonym für die „verweiblichte Masse".

Half-wracked prejudice leaped forth
"Rip down all hate", I screamed
Lies that life is black and white
Spoke from my skull. I dreamed
Romantic facts of musketeers
Foundationed deep, somehow.
Ah, but I was so much older then,
I'm younger than that now.

Girls' faces formed the forward path
From phony jealousy
To memorizing politics
Of ancient history
Flung down by corpse evangelists
Unthought of, though, somehow.
Ah, but I was so much older then,
I'm younger than that now.

My Back Pages. Lyrics Bob Dylan, 1964, performed by The Byrds, 1967

Jugendkultur & Mädchen

Daß das häufig von Burschen wie auch Musikkritikern geäußerte Klischee „Mädchen interessieren sich halt nicht für Rockmusik" (läßt sich im übrigen auch auf andere Musikgenres übertragen) zur Absicherung der geschlechtsspezifischen Zugangsbedingungen, Wissens- und Ressourcennutzung dient, bestätigt auch Kerstin Grether, ehemalige Autorin der Musikzeitschrift »Spex« und eine der wenigen Popkritiker*innen*, wenn sie lakonisch diverse Geschlechtermythen aufzählt: „Mädchen sind selber schuld, wenn sie nicht bei uns mitmachen wollen. Mädchen haben eben andere Interessen. (...) Sie geben halt ihr Taschengeld für Kosmetik aus und nicht für Kraftwerk-Re-Releases. Im großen und ganzen sind Mädchen, wie Jungs sie meinen, definieren, mit Phantasien ausstatten, eigentlich ganz in Ordnung. Gegen die hat doch gar keiner was. Solange sie bleiben, wo sie sind."[6]

Aber wo nun genau stehen Mädchen? Sind Jugendkulturen tatsächlich männlich dominiert oder sind einfach nur männliche Jugendliche sichtbar? Um mit Angela McRobbie (sie war eine der ersten, die sich ausführlich mit Mädchenkultur(en) und der Position von Mädchen in der Jugendkultur beschäftigte) zu sprechen oder besser gesagt zu fragen: „Sind Mädchen präsent, aber unsichtbar?" Oder aber, „wenn sie präsent und sichtbar sind, sind ihre Rollen unterschiedlich, vielleicht marginalisiert?"[7]

Mag sein, daß Mädchen heute aufgrund feministischer Emanzipationsbestrebungen und größerer ökonomischer Unabhängigkeit einen leichteren Zugang zu männlich dominierten Jugendkulturen haben als noch vor zwanzig, dreißig Jahren. Doch die geschlechtsspezifischen Schranken sind nicht außer Kraft. So können Mädchen kaum dieselben imageträchtigen und vor allem einflußreichen Positionen einnehmen: „[Es sind] Jungs, die den Kern des Rockpublikums ausmachen, die intellektuell daran interessiert sind und die Kritiker und Sammler werden (...). Weil sie es nämlich sind, die Rock als kollektive Kultur erfahren, als eine männlich aufgeteilte Welt von Fans und Musikern. Mädchen werden hingegen dazu angehalten, individuelle Hörerinnen zu werden. Sie wachsen nicht so selbstverständlich in eine (Freundschafts-)Struktur hinein, die sie darin unterstützt, im sozialen Gefüge von Rock eine Form kollektiven Austauschs zu sehen."[8] Das Zitat verweist auch auf ein weiteres Dilemma: Während feministische Kritikerinnen versuchen, die Ausschlußbedingungen von Frauen aufzuzeigen, fahren ihre männlichen Kollegen fort, die „allgemeine Rockgeschichte" zu schreiben, die die hierarchischen Geschlechterverhältnisse leugnet bzw. nicht thematisiert.

Einfach und selbstverständlich, wie es Burschen qua Geschlecht tun können, funktioniert das Engagement von Mädchen also nicht. Vielmehr müssen sie Strategien entwickeln, die gegen bzw. trotz soziale/r Konstruktionen von Weiblichkeit wirken – so können Mädchen vielleicht niemals „Rebels", aber doch „Rebel Girls" sein.

Rebel Girls & Girlism

Seit Beginn der neunziger Jahre geistern verstärkt Labels, die die Rolle von Mädchen in Jugendkultur und Musikbusiness bezeichnen sollen, durch die Medien: Von „Girlism" ist da die Rede, die Bezeichnung für die vermehrte, facettenreiche und selbstbewußte Präsenz von Mädchen und Frauen in diesen Bereichen. Protagonistin der neuen Sichtbarkeit soll das vielgerühmte „Girl" sein, ein Mädchentyp, der sich vor allem durch seine Undefinierbarkeit und Verwerfung aller bisherigen weiblichen Rollenklischees auszeichnet, frei nach dem Motto: „Girls dürfen alles, Girls wollen alles". Es scheint daher, daß weibliche Emanzipationsbestrebungen und Aufbegehren gegen die männliche Dominanz in der Popkultur in diesem Jahrzehnt vor allem über das Label des

Well these are strange days
We're livin' in today
C'est la vie I say

I hope I'm old
Before I die
I hope I live to relive
The days gone by
I hope I'm old before I die
But tonight I'm gonna
Live for today
So come along for the ride
I hope I'm old
Before I die

These are strange days
We're livin' in today
Am I straigth or gay

I hope I'm old
Before I die
I hope I live to see the day
The Pope gets high
I hope I'm old before I die
Well tonight I'm gonna
Live for today ...

Old before I die. Written and performed by Robbie Williams, 1997

„Girls" artikuliert werden. Angela McRobbie spricht in diesem Zusammenhang von einer „diskursiven Explosion innerhalb der Kultur, in deren Verlauf die Bedeutungen von Weiblichkeit und deren zwiespältiges Verhältnis zum Feminismus eine Neuordnung erfahren".[9]

Einflußreich bei der Kreation dieses Trends waren zweifellos die US-amerikanischen Riot Grrrls, die in den frühen Neunzigern die patriarchale Ordnung der Jugendkultur selbst angriffen. Vor allem für weiße Mittelschichts-Mädchen bot sich in diesem Kontext die Möglichkeit einer Politisierung durch den „Youth/Punk Feminism". Ihr Programm bestand darin, der üblichen Vereinzelung und Unsichtbarkeit von Mädchen innerhalb der männlich dominierten Jugendkulturen ein kollektives „Punkfeministisches-Girl-Bewußtsein" mittels der Gründung von Bands, „women only"-Gigs und der systematischen Thematisierung von „weiblichen Problemen" (zum Beispiel sexuelle Gewalt) entgegenzusetzen. Ebenso war die Kritik an dichotomen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen – was gleichzeitig als Angriff auf die Norm der Heterosexualität verstanden werden kann – gepaart mit einem lustvollen „In Your Face"-Aktivismus, ein zentrales Element der Grrrl-Revolution.

Via Riot Grrrl wurde also das Girl/Girlie geschaffen. Die Aufwertung von Konsum („consumerism") im Zuge des Girlie-Hypes als hedonistischem Akt weiblicher Subjektivität ist hierfür eines von vielen Merkmalen der Wandlung vom „Grrrl" zum „Girl(ie)", das im folgenden näher ausgeführt wird.

Female Consumer Culture

Historisch gesehen wurde *die* Konsument*in* in der Nachkriegsjahren relevant, also in einer Phase der weltweiten ökonomischen Neustrukturierung. Im Zuge der Verschiebung des industriellen Blickes vom Produktionsbereich zum Konsummarkt erkannte die zu jener Zeit gerade aufblühende Marktforschungsindustrie, daß es (aufgrund der traditionellen Rollenverteilung) vor allem die Frauen waren, die mit ihrer Verantwortung, Familie und Haushalt zu verwalten und zu versorgen, *den* relevanten Teil der KonsumentInnen ausmachten. Angetrieben von der Notwendigkeit, die wachsenden Konsummärkte stärker und effektiver zu kontrollieren, beteiligte sich die Marktforschung somit maßgeblich an der sozialen und kulturellen Konstruktion der „Konsumentin".[10]

Zusammen mit den neu geschaffenen Konsumentinnen-Identitäten (wie zum Beispiel in der Werbung) wurde aber zugleich ein bestimmtes Bild von Weiblichkeit in den westlichen postmodernen Gesellschaften mitgeliefert. Ob im neu eingeführten Supermarkt oder in der Boutique: Weiblichkeit wurde via Konsum repräsentiert. Gleichzeitig änderte sich das Verhältnis von öffentlich/privat im Zuge der Kommerzialisierung des Privaten (also der Freizeit), das traditionellerweise weiblich besetzt ist.

Mädchen: Verloren im Konsum?

Wenn „Shopping gehen" weiblich konnotiert ist, bedeutet dies klassischerweise: Nähe/keine oder ungenügende Distanz zu den Waren, mit Fokus auf den emotionalen Anteil des Konsumierens. In diesem Sinne drückt der Ausspruch „das habe ich mir einfach kaufen *müssen*" quasi die Überlegenheit des Verlangens nach dem Gegenstand aus, der, „wider alle Vernunft" (zu teuer, nicht „zweckmäßig" und ähnliches), erworben wird. Interessanterweise integrieren oft Filme, die von Mädchen bzw. Frauenfreundschaften handeln, exakt diese kulturellen Zuschreibungen von

Konsum und Weiblichkeit in ihre Handlung. So ist die Erzählung des öfteren mit einer Szene ausgestattet, in der die Freundinnen gemeinsam einkaufen gehen und durch ein Kaufhaus bzw. die Shopping-Malls ziehen, einige Geschäfte unsicher machen, um dort alle möglichen und unmöglichen Kleider, Sonnenbrillen und ähnliches zu probieren und dramatisch vor den Spiegeln zu posieren, Make-Up-Produkte zu testen, etc. Sie albern herum und haben Spaß – machen schlicht *„Blödsinn"*.

Auffällig ist, daß das gemeinsame Shoppen hier als ein selbstverständlicher Ausdruck von Nähe zwischen Frauen funktioniert oder, anders gesagt, ein Erlebnis darstellt, das Mädchen/Frauen – und nur sie, nicht Männer (außer sie sind schwul) – enger aneinanderbindet. Doch gerade hier wird der zweischneidige Aspekt der kulturellen Anbindung von Weiblichkeit an Massenphänomene deutlich: Zwar dient die Identitätenkonstruktion der Konsumentin (oder auch des [sic!] Fans) erstmals vielleicht der sozialen Kontrolle und wirtschaftlichen Voraussagbarkeit, gleichzeitig jedoch wird der Konsumentin erstmals so etwas wie eine Subjektposition eingeräumt. Das heißt sie ist nicht bloß Opfer eines konsumkapitalistischen Systems bzw. einer manipulierenden Kulturindustrie, sondern ist auch eine aktiv Handelnde, ein Subjekt mit einer Identität, das sich selbst in das System einschreibt. „Während frühere Theorien der Massenkultur die Funktion bestimmter Warensysteme – von der Mode- und Schönheitskultur bis zu Film und Werbung – darin sahen, daß sie unseligen Opfer-Kundinnen normative Weiblichkeitsmuster aufzwangen, betonen die neueren Arbeiten, wie Weiblichkeit im vielfältigen täglichen Umgang mit Warenkonsum von Frauen angeeignet, zurückgewiesen oder neu ausgehandelt wird."[11]

Das Problem ist allerdings, daß – wie Carter dann selbst aufmerksam macht – „Subjekt zu sein" und „aktiv zu handeln" nicht automatisch bedeutet, über soziale Macht zu verfügen oder asymmetrische Machtverhältnisse ändern zu können, bewegt „frau" sich doch immer nur in einem bestimmten sozialen, ökonomischen und kulturellen Rahmen, den sie nicht überschreiten kann, da genau dieser Rahmen erst die Bedingungen für ihre Subjektposition schafft.

Weiße Massenkultur?

Werden nun all die Fragen, die im Laufe des Textes aufgetaucht sind,

nochmals in Hinblick auf die Kategorie „Rasse" gestellt, könnten schnell weitaus tiefgreifendere Beschränkungen bewußt werden: War und ist das Phänomen der verstärkten Präsenz von Frauen im popkulturellen Bereich in den USA sehr vielfältig und – wie am Beispiel von weiblichen schwarzen MCs ersichtlich – nicht auf „weiße Szenen" beschränkt, wurde diese Realität im Zuge des Exports nach Europa negiert und quasi unsichtbar gemacht: In Europa waren die neuen „Girls" selbstredend schon immer weiß.

Können also jugendkulturelle Mädchen-Proteste, die im Rahmen des „Girl"-Konzepts artikuliert werden, nur für weiße Mädchen geltend gemacht werden? Wenn ja, gibt es einen Platz für „schwarze" kulturelle Identitäten von Mädchen oder müßte nicht vielmehr die bisherige Vorstellung von Jugend- bzw. Populärkultur neu diskutiert werden?

Zum Abschluß möchten wir nochmals auf Angela McRobbie verweisen. Sie schlägt vor, „Girlism„ nicht einfach in Kategorien von „Fortschritt" oder „Rückschlag" zu beurteilen[12], denn „es geht weniger darum, Fragen des Geschlechts, der Sexualität, der ‚Rasse' und Identität direkt auf Jugendkultur anzuwenden, sondern zu untersuchen, wie an verschiedenen jugendkulturellen Schauplätzen Verschiebungen der Bedeutung von ‚Rasse', Klasse und Geschlecht erprobt werden."[13] ■

Jutta SOMMERBAUER studiert Politikwissenschaft.
Vina YUN ist Studentin der Sprachwissenschaft.
Beide sind Mitarbeiterinnen der neu gegründeten feministischen Kulturzeitschrift »female sequences«.

Literatur

Erica Carter: Vorüberlegungen zu einer Theorie der Wohlstandskultur – Feministische Kritik, populäre Kultur und Konsumismus, in: »Feministische Studien«, Nr. 2, November 1990.

Kersten Grether, Talk about the passion. Auch Frauen lieben Rock 'n' Roll!, in: SpoKK (Hrsg.), Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. – Mannheim: Bollmann 1997

Angela McRobbie, Feminism and Youth Culture. From ‚Jackie' to ‚Just Seventeen'. – London: Macmillan 1991.

Angela McRobbie, Shut up and dance. Jugendkultur und Weiblichkeit im Wandel, in: SpoKK (Hrsg.), Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. – Mannheim: Bollmann 1997.

Anmerkungen

1 Erica Carter, Vorüberlegungen zu einer Theorie der Wohlstandskultur – Feministische Kritik, populäre Kultur und Konsumismus, in: »Feministische Studien«, Nr. 2, November 1990, S. 38.
2 Ebd., S. 39.
3 Zum Verhältnis zwischen Feministinnen und dem CCCS siehe z.B. Charlotte Brunsdon, A thief in the night. Stories of feminism in the 1970s at CCCS, in: David Morley, Kwan Hsing Chen (eds.), Stuart Hall. Critical Dialogues in Cultural Studies. – London/New York: Routledge 1996.
4 Erica Carter, S. 40.
5 Ebd.
6 Kersten Grether, Talk about the passion. Auch Frauen lieben Rock 'n' Roll!, in: SpoKK (Hrsg.), Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. – Mannheim: Bollmann 1997, S. 209.
7 Angela McRobbie, Feminism and Youth Culture. From ‚Jackie' to ‚Just Seventeen'. – London: Macmillan 1991, S. 3.
8 Kersten Grether. S. 210.
9 Angela McRobbie, Shut up and dance. Jugendkultur und Weiblichkeit im Wandel, in: SpoKK (Hrsg.), Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. – Mannheim: Bollmann 1997, S. 193.
10 Zu diesem Thema hat insbesonders Erica Carter wertvolle Beiträge geliefert.
11 Erica Carter, S. 48.
12 Vgl. Angela McRobbie, S. 193.
13 Ebd.

Is that fucking political?

Versuch einer Positionierung von Girlism, Riot Grrrl und Girl Culture

Rosemarie REITSAMER

Es scheint, die österreichische Berichterstattung über Mädchenkultur hat den Zenit überschritten. Nachdem diskutiert wurde, ob Girlism politisch korrekt ist und die Girlies die neuen Aufmüpfigen von morgen sind, blieb der von diversen Modekaufhäusern bis zum Erbrechen vermarktete Girlie-Style übrig.

Wesentlicher Bestandteil von Jugendkulturen scheint Musik zu sein. Und daß sich Frauen möglicherweise weniger für Rockmusik interessieren, könnte auf den Umstand zurückgeführt werden, daß Rockmusik eine vorwiegend von Männern geprägte Kultur ist. Insbesondere im Hardcore, einer aggressiv-männlichen Ausprägung der Rockmusik Mitte der Achtziger, fand männliche Dominanz über Frauen in von Vergewaltigung und Mord handelnden Songtexten ihren Ausdruck. Aber auch Rebellion gegen die normierende Gesellschaft findet sich in diversen Rock-Genres.

Weiblicher Widerstand gegen die elterliche Kontrolle findet andere Ausdrucksformen als der männliche und dennoch ist für einige Frauen Punk ein geeignetes Ausdrucksmittel.

Frauen fanden sich am Beginn der Neunziger zusammen, gründeten in verschiedenen US-amerikanischen Städten Punkbands und riefen eine feministische Revolution – Revolution Girl Style Now – aus. Girl wurde zu einem Kampfbegriff gegen die patriarchale Hegemonie im Musikbiz. Die Medien stürzten sich auf das neue popkulturelle Phänomen, und innerhalb kürzester Zeit wurde Riot Grrrl in die internationale Warenökonomie integriert. Auch in Österreich sind die Begriffe Riot Grrrl und Girl mit Verzerrungen und Verspätung angekommen – Girlism wurde von den Massenmedien vermarket, und Riot-Grrrl-Bands hielten Einzug in deutschsprachige Musikmagazine. Die Subjektposition Girl wurde mit unterschiedlichsten, oftmals verzerrenden Inhalten gefüllt.

„When she talks I hear the revolution" (Bikini Kill)

Junge Frauen verschaffen sich im US-amerikanischen Kontext immer selbstverständlicher Zugang zu musikalischen Subkulturen. Auch im Punk, als sich Anfang der neunziger Jahre Frauen- und frauenzentrierte Bands wie Babes in Toyland, Bikini Kill, Bratmobile, Frumpies oder Hole in New York, Washington und Seattle gründeten, um einen Kontrapunkt zur männlich dominierten Musikszene zu setzen. Punk schien/scheint für diese Frauen das geeignete Medium zu sein, um ihre feministischen Inhalte zu transportieren. Und es dürfte wohl auch kein Zufall sein, daß sich Riot Grrrl gerade im Punk manifestierte: Einerseits konnte den Frauen nicht vorgeworfen werden, daß sie nicht mit ihren Instrumenten umgehen könnten, da Punk nicht zwingend musikalischen Perfektionismus verlangte, andererseits bestimmt „being bad" in wesentlichem Maße die Genealogie der Rockmusik. Sie veröffentlich(t)en ihre Musik auf unabhängigen kleinen Labels wie Kill Rock Stars, K-Records und Chainsaw und gaben kopierte Fan-Zines wie „Riot Girl", „Girl Germs" und „Hit it or quit it" heraus, in denen sie an weiblichen Hedonismus appellierten und für feministische Solidarität und Sichtbarkeit von Frauen im Musikbiz eintraten.

Der Widerstand gegen den männlichen Machismo ist von der Umdeutung des Brave-Mädchen-Images zum Bad Girl getragen. Riot Grrrls nehmen traditionelle Elemente einer Mädchenkultur heraus, vereinnahmen sie durch positive Bewertung und verwenden sie als Grundlage für ihr politisches, soziales und kulturelles Engagement. Sie stehen für eine Form der öffentlichen, weiblichen Selbstdarstellung. Indem sie sich bei Konzerten abwechselnd mädchenhaft – aufgrund des Tragens von Baby Dolls und verschmiertem Lippenstift – und als „Schlampe" inszenieren, brüllen sie ihre Wut auf Gewalt gegen Frauen heraus. Diskriminierende Begriffe wie „dyke", „slut" oder „bitch" erhalten Neudefinitionen, indem sich die Künstlerinnen selbst so bezeichnen. Diese Bühnenshows stellen eine Art feministische Praxis dar, die auf die Zerstörung patriarchaler Ideologien von Weiblichkeit durch selbstbestimmte Gegenbilder abzielt; oder, mit Courtney Loves Worten: „My fake is so real I am beyond fake."

Es entstand eine selbstorganisierte feministische Bewegung, die sich nicht einzig auf Musik festschreiben läßt. Riot Grrrl steht nicht in Abgrenzung zu den Anfängen der Zweiten Frauenbewegung, führt die Tradition aber nur bedingt weiter, wie beispielsweise durch Selbstverteidigungsprojekte wie Home Alive, 1993 anläßlich der brutalen Vergewaltigung und Ermordung von Mia Zapata (Bandmitfrau von The Gits) von Frauen der Kunst- und Musik-Community in Seattle gegründet. Ziel der Organisation sind die Bekämpfung jeder Form von Gewalt und die Unterstützung aller Arten von Selbstverteidigung durch kostenlose Kurse, Workshops, Informationen und Diskussionsforen, die über den Verkauf von Kunst und anderem durch den „Free to Fight"-Sampler finanziert werden. Strategischer Essentialismus und Separatismus wie bei der Lesbenband Tribe 8 oder dem Künstlerinnenkollektiv Dyke Action Machine sind ebenso vertreten wie Maskerade, Parodie, Cyberfeminismus und Crossdressing.[1]

JournalistInnen konnten jedoch bei Band- und Konzertberichten ihren Phantasien freien Lauf lassen, ohne sich dafür verantworten zu müssen, denn es waren ja die Frauen selbst, die sich als tough, sexy, unabhängig und sexuell selbstbestimmt inszenierten. Die verzerrenden Berichterstattungen trugen zum kontinuierlichen Einbruch der Bewegung ab Mitte der Neunziger bei. Obwohl die starke Medienpräsenz eine rasche Verbreitung feministischer Inhalte ermöglichte, setzten zeitgleich Prozesse der Ästhetisierung, Entpolitisierung und anti-feministischen Darstellung ein. Tank Girl tauchte im Film auf, gefolgt von Lara Croft in Computerspielen (beide Figuren sind der männlichen Phantasie entsprungen): Die Zeit der kurzen Blümchenkleider in Kombination mit schwarzen Lederstiefeln begann, und Riot Grrrl schien im Out gelandet zu sein.

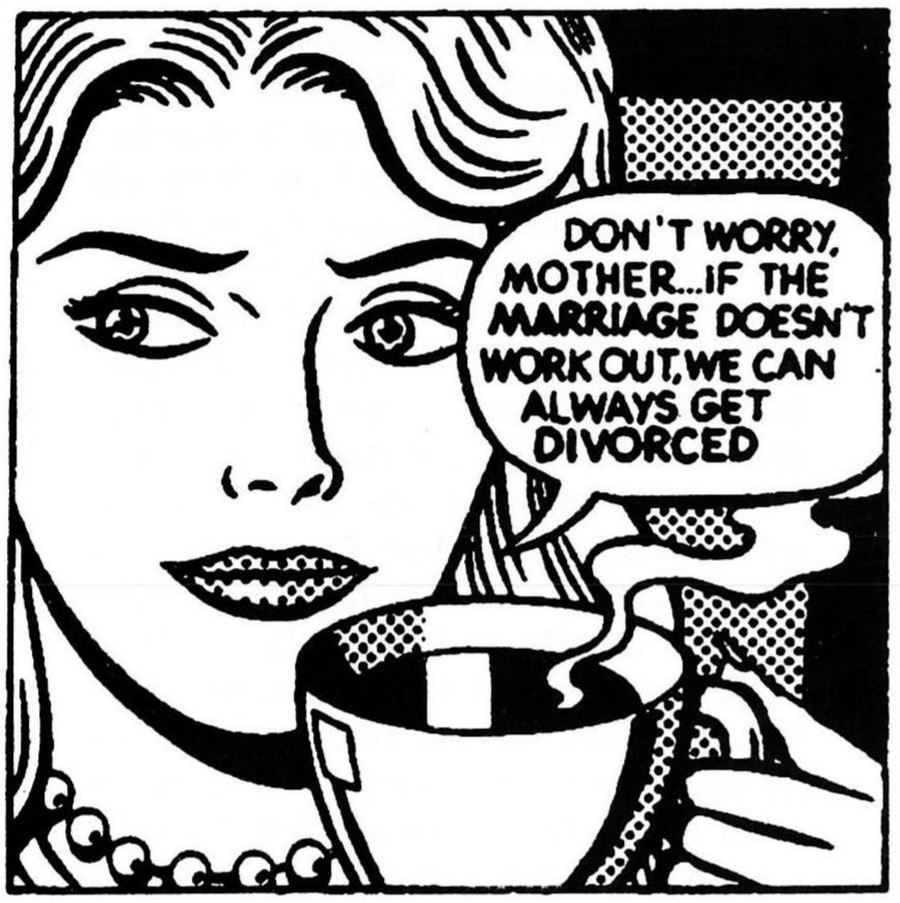
White Girl

Obwohl afroamerikanische Feministinnen bereits Mitte der achtziger Jahre weiße, bürgerliche Heterafeministinnen wegen ihrer ausschließenden Sichtweise kritisierten, blieben auch innerhalb der Riot-Grrrl-Bewegung die Lebensrealitäten von Frauen anderer Hautfarbe und Kulturen ausgeblendet. Häufig thematisiert wurden Gewalt gegen Frauen, sexueller Mißbrauch und Homophobie, ausgespart blieb in sehr vielen Fällen Rassismus – möglicherweise auf den Umstand zurückzuführen, daß sich die Szene weitgehend aus Frauen der weißen Mittelklasse zusammensetzte. Afroamerikanische und asiatische Frauen wurden innerhalb der Bewegung marginalisiert und instrumentalisiert, da die Praktiken der Riot Grrrls oftmals traditionelle Herrschaftsinstrumentarien reproduzierten. Ein weiterer Ausschlußmechanismus konstituierte sich über die musikalische Tradition – Punk – in der sich Riot Grrrl entwickelte und die in vielerlei Hinsicht in krassem Unterschied zu beispielsweise Hip Hop stand.

Die Umdeutung von negativ besetzten Termini wie „bitch" haben afroamerikanische Frauen im Hip Hop bereits in den Achtzigern begonnen, als beispielsweise Roxanne Shante bei ihrem Auftritt 1984 in Philadelphia rappte: „I'm one bad bitch". Leider wurden diese subversiven Praktiken von den Medien nicht bemerkt oder wollten nicht bemerkt werden, ebenso wie der Aktivismus von Afro-Americans und asiatischen Frauen innerhalb der Riot-Grrrl-Bewegung keine mediale Aufmerksamkeit fand. Daß gerade weißen Frauen im Punk eine feministische Revolution zugestanden wurde und nicht Afroamerikanerinnen Mitte der Achtziger, als die ersten MCs und Rapperinnen wie The Wee Papa Girl Rappers aufkamen, zeigt einmal mehr, wie ignorant der weiße Popdiskurs mit nichtweißen Musikerinnen und Künstlerinnen umgeht. Es ist offensichtlich, daß das Konzept „Revolution Girl Style Now" nicht für alle Girls eine Möglichkeit bietet, stereotype, männlich geprägte Mädchenideale zurückzuweisen.

Weiblichkeit versus Feminismus

In den deutschsprachigen Mainstream-Medien wurde Girlism zu einer spiegelglatten Projektionsfläche. Girl bedeutet Spice Girl, und ein Girl ist nichts weiter als eine kleine Schlampe, die scheinbar nur für Parties und Style Interesse aufbringen kann. Es wird ein Antagonismus zwischen den Polit-Frauen/Lesben der siebziger Jahre, die der traditionellen Weiblichkeit eine Absage erteilten, und den entpolitisierten femininen Girlies der Neunziger konstruiert. Indem sich die Mehrheit der JournalistInnen auf die „Neuen Mädchen der Neunziger" kapriziert, kann sie eine Abgrenzung zu den Siebziger-Jahr-Feministinnen vornehmen und damit deren



Feminismus mitsamt seinen Forderungen als antiquiert abtun. Dem ist nicht so! Weder sind Forderungen wie „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" verwirklicht, noch sind die „Neuen Mädchen" entpolitisiert. Während der letzten fünfzehn Jahre haben junge Frauen einen „Prozeß der drastischen Loslösung" (Angela McRobbie) erfahren, der in sozialen Institutionen, der kommerziellen Massenkultur und den unterschiedlichsten jugendlichen Subkulturen sichtbar wird. Die Grenze zwischen traditioneller Weiblichkeit und Feminismus ist zu einer fließenden geworden.

Eine der ersten Frauen, die sich als „Bad Girl" inszenierte und Einzug in diverseste Medien hielt, war wohl Madonna. Obwohl es nicht an attraktiven, starken und sexy Frauenbildern mangelt, ist sie die erste Künstlerin, die dem Klischee blond und sexy ein neues, selbstbestimmtes Image gab. In ihrer beinahe zwanzigjährigen Karriere schaffte sie es, die weibliche Sexualität innerhalb der Mainstream-Pop-Kultur als Macht und Vergnügen *für Frauen* zu definieren. Im Mittelpunkt ihrer sexuellen Phantasien, dokumentiert mit der Buchveröffentlichung „Sex", steht nicht der Phallus, sondern die „unersättliche Klitoris". In ihrem Video „Like A Virgin" bedient sie sich des Gegensatzpaars „Jungfrau–Hure" und zeigt die Konstruktion dieser kulturellen Klischees sowie ihre sexuelle Anziehungskraft auf Männer. In späteren Produktionen wie „Express Yourself", „Vogue" und „In Bed With Madonna" arbeitet sie mit schwulen Tänzern und Choreographen zusammen, spricht sich gleichzeitig in der Öffentlichkeit gegen Homophobie aus und leistet somit einen Beitrag zur Queer-Sexpolitik. Madonna – das „Material Girl" der Achtziger – übt(e) über Image, Produktion und Vermarktung mehr Kontrolle aus als irgend ein anderes weibliches Idol in der Musikbranche.

Anders als bei den Riot Grrrls ist Madonna eine Einzelfigur, jedoch könnte ihr parodistischer Umgang mit Geschlechterstereotypen – ebenso wie der subversive Sprachgebrauch von Rapperinnen – durchaus Vorbildwirkung für Riot-Grrrl-Bands gehabt haben.

In der deutschsprachigen Mainstream-Pop-Kultur zählen die Spice Girls und Tic Tac Toe zu den Girl-Protagonistinnen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese Musikerinnen selbstbestimmte Frauen sind, die in der Tradition von Madonna oder den Riot Grrrls wahrgenommen werden können – bieten sie den Medien doch genügend Anhaltspunkte, das willenlose Girlie darzustellen. Wie auch immer: Die Spice Girls und Tic Tac Toe können bei jungen Frauen/Mädchen Positives bewirken, wenn sie durch sie zu emanzipatorischem Aktivismus gelangen.

Abseits des Mainstreams finden sich kleinere Labels wie das 1998 von Almut Klotz und Christiane Rösinger (vormals Lassie Singers) gegründete Flittchen Records, das laut Presseinfo „die monogeschlechtlichen Strukturen der Musikbranche geduldig sabotieren und super Bands, die durchs Indie-Raster gefallen sind oder die noch keiner kennt, entdecken, betreuen und groß rausbringen" will. Jedoch zählt sich weder Christiane Rösinger mit ihrer neuen Band Britta zu den vielzitierten Girls, noch ist Flittchen Records ein aus der Riot-Grrrl-Bewegung hervorgegangenes Projekt. Angesprochen auf den Begriff Girl meint Rösinger: „Es gab dieses Riot-Grrrl-Ding, wo sich alle draufgestürzt haben, aber davon haben wir *(Anm. Britta)* die Schnauze voll. Die Lassie Singers waren vielleicht für manche Role-Models, denn da stand das Freundinnen-Sein im Vordergrund – also gemeinsam mit Freundinnen singen und mit dem Auto durch die Gegend fahren."[2]

Dieser kurze Abriß verdeutlicht, wie unterschiedlich „Girl Sein" wahrgenommen und bewertet wird. Wesentlichen Anteil an der Wahrnehmungsprägung von Girlism tragen die Massenmedien. Sie stell(t)en das agitatorische Potential der neuen Mädchenkultur radikal in Frage, denn Girlies lebten „nach ihren eigenen Vorstellungen", und dabei ist „ein eigener Beruf" nicht ausgeschlossen, jedoch ist die Berufsplanung dadurch erschwert, daß es ihnen „schwer(fällt), über das Leben nach den Mädchenjahren nachzudenken". „Das Denken überlassen sie gern den Männern", obwohl sie sich bemühen, „jeden Tag ein bißchen klüger zu werden" in dem Anspruch, „sehr klug zu sterben".[3]

Girlie – Zwischen Normierung und Befreiung

Sind die „Neuen Mädchen der Neunziger" im deutschsprachigen Raum nun entpolitisierte Gören, oder orientieren sie sich an „Bad Girls" wie Madonna und sehen im Girlism eine Möglichkeit zur Artikulation von Selbstbestimmung und Emanzipation? Handelt es sich bei den Aussagen der Protagonistinnen um selbstbewußte feministische Artikulation, oder finden nur ihre nymphomanischen Phantasien Ausdruck?

Anette Baldauf und Katharina Weingartner suchten Antworten auf diese Fragen und interviewten junge Frauen/Mädchen im Raum Vorarlberg.[4] Die befragten jungen Frauen/Mädchen erkennen ein „Girlie" an ihrer Kleidung – nabelfreie T-Shirts, Miniröcke, hohe Schuhe – und ihrem sexuell auffallenden Habitus. Kleidung ist ein zentrales Kriterium zur (Selbst-)Einordnung von Frauen auf dem Spektrum Nutte versus braves Mädchen, und die Frage „Is she asking for it?" (Courtney Love) wird anhand von Style beantwortet. Der US-amerikanische Begriff „Girl" wurde zwar übernommen, jedoch wissen nur wenige Frauen mit dem Terminus „Riot Grrrl" etwas anzufangen; ein Girl ist also weniger eine Musikerin als viel mehr eine gestylte, fashion-bewußte junge Frau.

Diejenigen, die sich mit Girlism identifizieren, können durch Style und Habitus nicht nur ihr Modebewußtsein, ihre selbstbestimmte Beziehung zu ihrem Körper und ihrer Sexualität zum Ausdruck bringen, sondern verbinden „Girl Sein" auch mit weiblichem Hedonismus. Bedeutet für die Befürworterinnen Girlism Mut zum Hedonismus, zur Selbstdarstellung und Emanzipation, stellt er für die Gegnerinnen nur eine Wiederholung sexistischer Normen dar. Sie sehen im Girlie-Akt einerseits übertriebene Abgrenzung und Ablehnung der Buben, was auf die Arroganz der Girlies zurückgeführt wird, andererseits ziele der übertriebene Habitus darauf ab, männliche Blicke auf sich zu ziehen. Letzteres Argument besagt indirekt, daß es sich bei Girlism um eine frauenfeindliche Strömung handele, da die Mädchen durch die Medien ein „falsches Bewußtsein" entwickeln, das sie zwar aufmüpfig agieren, letztendlich aber doch nur zu Marionetten einer patriarchalen Gesellschaft werden läßt. Die performative Inszenierung wird nicht als Akt von Girls für Girls wahrgenommen, sondern über die Perspektive der männlichen Jugendlichen interpretiert und als Statement für oder gegen Burschen gewertet.

Modekaufhäuser wie H & M produzieren Girlies am laufenden Band. Marie-Luise Angerer, Medienwissenschaftlerin, konstatiert, daß junge Frauen/Mädchen eine attraktive Zielgruppe am Markt darstellen. Indem sie angesprochen werden, können sie sich als Gruppe wahrnehmen, auch wenn sie sich zunächst als Konsumentinnen definieren.

Bei der Beantwortung der Frage, ob selbstbestimmter Style in der kapitalistisch-patriarchalen Warenökonomie realisierbar ist, scheiden sich die Geister. Plädieren die einen für den von Adorno und Horkheimer in den vierziger Jahren geprägten Kulturpessimismus, der sich in Passivität, Manipulation und Konformismus manifestiert, sehen die VertreterInnen der Postmoderne gar im Konsumrausch einen subversiven Akt. Baldauf kommt bei ihrer Analyse von Girlie Style im Raum Vorarlberg zu dem Schluß, daß „Konsum, Hedonismus und Geschlecht die Glieder einer verketteten Triade (sind), die (...) Frauen- und Mädchenkultur immer vorab als affirmative Massenkultur positionieren. Betont eine kulturelle Bewegung Style, Spaß und Sex, so trifft sie diese konzeptionelle Verortung in besonderem Maße: Die diskursive Bahn positioniert Frauen/Mädchen – ad Geschlecht – als passive Opfer der Verführung und Manipulation massenkultureller Kanäle und reproduziert dabei die Sexismen traditioneller Geschlechtspolarisierungen, die Mädchen/Frauen jegliche Form aktiver Selektion, Zurückweisung, Verhandlung ebenso wie Mitbestimmung der Trendentwicklung abspricht."[5] ■

Rosemarie REITSAMER studiert Soziologie, Politikwissenschaft und Frauenforschung; sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift »female sequences. frauen lesben kulturHEFTig«.

Literatur

Andermahr, Sonja: Eine homoerotische Liebesaffäre? Madonna und die Lesben- und Schwulenkultur. In: Hamer, Diane / Budge, Belina (Hg.innen): Von Madonna bis Martina. Die Romanze der Massenkultur mit den Lesben. Berlin 1996.

Baldauf, Anette / Weingartner, Katharina: Lips. Tits. Hits. Power? Feminismus und Popkultur. Wien, Bozen 1998.

Baldauf, Anette: Genealogie einer „Revolution Girl Style". Konstruktion, Distribution und Übersetzung popkultureller Phänomene am Beispiel „Girl Culture" und Girlie Kultur". Dissertation. Wien 1998.

»Die Blau. Berliner Frauenzeitung«. Nr. 17. Berlin 1998.

»female sequences. frauen lesben kulturHEFTig«. Nr. 0. Wien 1999.

»Gossip – Zeitung für Politik und Aufruhr«. Nr. 3 und 4. Wien 1995.

Gottlieb, Joanne / Wald, Gayle: Smells Like Teen Spirit. Riot Grrrls, Revolution und Frauen im Independent Rock. In: Eichhorn, Cornelia / Grimm, Sabine (Hg.innen): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik. Berlin 1995.

McRobbie, Angela: Shut up and dance. Jugendkultur und Weiblichkeit im Wandel. In: SPoKK (Hg.): Kursbuch Jugend Kultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim 1997.

Presseinfo zu Stolz und Vorurteil. Berlin 1998.

»Stoff. Frauen Zeitung«. Nr. 5. Bregenz 1997.

Anmerkungen

1 Die im Juni 1998 erschienene Anthologie „Lips. Tits. Hits. Power? Feminismus und Popkultur" bietet eine umfassende Darstellung der US-amerikanischen Aktivitäten, die sich um den Knotenpunkt Girl finden.

2 Das Zitat stammt aus einem unveröffentlichten Interview, das ich mit Britta in der Szene Wien im Februar 1999 führte.

3 Alle Zitate aus: Girlies – feministische List oder neue alte Männerphantasie – Vortrag auf der Berliner Volksuni am 26.05.96 von Sabine Tietjen. In: »Die Blau. Berliner Frauenzeitung«, Nr. 17.

4 Vgl. Baldauf, Anette: Genealogie einer „Revolution Girl Style". Konstruktion, Distribution und Übersetzung popkultureller Phänomene am Beispiel „Girl Culture" und „Girlie Kultur".

5 Ebd. S. 187.

1965, I hope I die before I get old[1]
1997, I hope I am old before I die[2]

Yoyo TISCHLER

„Für immer jung – Gott möge dich immer behüten, deine Wünsche sollen sich stets erfüllen (...) und bleiben sollst du für immer jung".[3] Was mag Bob Dylan wohl gemeint haben, als er diesen Text schrieb und erstmals vortrug?

Das ist eigentlich wurscht! Seitdem meinen Millionen von ZuhörerInnen ein Liebeslied – oder zumindest eine Ode an einen sehr geliebten Menschen – zu hören. Ein Liebeslied, dessen Chorus unter allen guten Wünschen den vermeintlich besten und scheinbar unerfüllbarsten wieder und wieder anstimmt: lebenslange Jugend.

Was immer sie sich jeweils unter Jugend vorgestellt haben und immer noch vorstellen mögen, es ist davon auszugehen, daß es eine Wunschvorstellung ist. Was aber, wenn die Verheißung bereits als Fluch wahr geworden ist? Was, wenn Jugend – von Ex-Jugendlichen stets verklärt und mystifiziert – gar nicht mehr aufhören mag? Das zeitliche Ende der Jugend, noch nie wirklich leicht festzumachen, würde zu einem Nicht-Ereignis.

Auftakt

Jugend war nicht immer und wird nicht immer sein. Oder besser: Jugend war nicht immer so wie sie ist und wird nicht immer so bleiben. Als eigenständiges Segment der Gesellschaft – als Kampfpartei im Generationenkonflikt – gibt es sie erst seit vergleichsweise kurzer Zeit. Im folgenden Beitrag soll die (noch) vorherrschende Sichtweise auf Jugend als Blick auf die Jugend im ‚goldenen Zeitalter' des Fordismus entziffert werden und darüber hinaus versucht werden, Jugend in ihrem Zweiten Frühling, den sie im Postfordismus erleben darf, zu beschreiben.

Die Sichtweise auf die augenblickliche Phase der kapitalistischen Reprodukion als einer postfordistischen (postkeynesianistischen, posttayloristischen etc.) ist hierbei angenommen. Das heißt auch, daß sich die gegenwärtige Etappe der kapitalistischen Gesellschaft noch nicht schlüssiger anders beschreiben läßt, als ‚nach der Krise des Fordismus' – ‚nach dem Ende von Bretton Woods', ‚nach der Ölkrise', usw.

Dieser Entzifferungsversuch erscheint um so mehr notwendig, als Jugend, oder besser Jugendlichkeit, – zumal im Alltagsverständnis ausnahmslos positiv besetzt – zum hegemonialen Lebensstil avanciert ist. Und das bei gleichzeitiger realer Diskriminierung junger Menschen in der Gesellschaft.

Ein Versuch diese Veränderung des Begriffs Jugend bzw. dessen was er zu benennen trachtet, zu beschreiben, wird eine Sammlung von Zitaten aus *Generation X – Geschichten für eine beschleunigte Kultur* sein. Der Roman von Douglas Coupland aus dem Jahr 1994 beschreibt sehr gut die gesellschaftliche Wirklichkeit und Subjektivität von Nicht-Erwachsenen in der nachfordistischen Epoche. Die ausgiebigen Zitate dienen jedoch nicht der Huldigung, sondern sind relevant, weil der Roman aufgrund seiner zielsicheren und zahlreichen Rezeption gute Auskunft über die Bewußtseinslage dieser postfordistischen Nicht-Erwachsenen geben kann.

Douglas Coupland wurde in vielen Rezensionen als zeitgenössische Ausgabe J.D. Salingers und *Generation X* als Entsprechung zu dessen *Fänger im Roggen* (1951)[4] beschrieben. Ob das gerechtfertigt, angemessen oder aussagekräftig ist, sei dahin gestellt. Der Vergleich taugt allemal, wenn man den *Fänger* gleichfalls als Begriffsbarometer für ‚Jugend' liest, als Reflexion und Flexion zugleich, aus der Zeit als Jugend ihren ersten, ihren originären Frühling erlebte. Auch aus dem *Fänger im Roggen* wird zitiert werden; weniger allerdings, das liegt lediglich daran, daß sich nicht so trefflich daraus zitieren läßt.

Der Fänger im Roggen beschreibt die Geschichte eines letztlich heimkehrenden 17jährigen Ausreißers. Das Motiv der Ankunft war fortan eine gängige Metapher für Jugend. In der DDR gab es sogar das Genre der Ankunftsliteratur[5]. Die *Generation X* hingegen ist eine nicht ‚heimkommende' Gruppe von End-ZwanzigerInnen. Sie sind im klassischen, modernen Sinne keine Jugendlichen mehr. Ihre primäre Ausbildung ist vorbei. Sie unterscheiden sich in ihrer Lebensführung, in ihrer materiellen Lage und in ihrer Stellung in der Gesellschaft von PflichtschülerInnen oder NachpflichtschülerInnen. Sie sind aber gleichfalls eben nicht erwachsen, und werden es auch nicht sobald, wenn ‚erwachsen' hier als nicht-jugendlich verstanden wird.

Warum machen diese Überlegungen überhaupt Sinn? Zunächst soll erneut gezeigt werden, daß Jugend keine zeitlose Kategorie, keine Lebensphase an sich ist. Hierbei ist wiederum vorausgesetzt, daß eine biologistische Konzeption dieses Begriffes sich für jeden linken Diskurs verbietet. Darüber hinaus soll eine mögliche Perspektive dieses Terminus und seiner Wirklichkeit entwickelt werden.

Weiters soll die evidente Bedeutung der Analyse der postfordistischen Realität unterstrichen werden. Dem Thema entsprechend geschieht dies in erster Linie aus der Kritik an den ‚fordistischen Zuständen' selbst heraus.

Eben die zuvor bereits beschriebenen postfordistischen Nicht-Erwachsenen sind es, die eine nicht-fordistische Lebenswirklichkeit verwirklichen. Sie hauchen diesem amorphen, noch nicht betitelbaren nachfordistischen Stadium kapitalistischer Reproduktion kulturelles Leben ein. Sie sind dessen genuines variables Kapital. Sie sind die AkteurInnen eines – noch – reichlich chaotischen Stegreifschauspiels. Sie sind ein originär postfordistisches Proletariat.

Es soll auch versucht werden, die Frage zu behandeln, wer die vielzitierten Geldmonaden sind, wie aus den altbekannten Klassensubjekten solche Geldmonaden überhaupt werden können. Was veranlaßt Menschen, als derart individualisierte – oder negativ formuliert vereinzelte – Charaktermasken des variablen Kapitals zueinander und zum hegemonialen gesellschaftlichen Verhältnis, dem Kapitial, sich zu verhalten? Und endlich soll unterstrichen werden, daß das Verständnis für die Diskurse, die diese gesellschaftliche Realität eröffnen, erst nötig ist, um eine Perspektive zu erarbeiten, die diesen Monaden ihr Monadentum so unerträglich er-

scheinen läßt, daß sie bereit, willens und in der Lage sind, den Kampf gegen dieses Verhältnis selbst aufzunehmen.

Einschränkend bliebe zu sagen, daß die oben angeführten Fragestellungen nicht hinreichend aus einem Ansatz heraus zu beantworten sind.

Was bin ich?

„McJob: Ein niedrig dotierter Job im Dienstleistungssektor mit wenig Prestige, wenig Würde, wenig Nutzen und ohne Zukunft. Oftmals als befriedigende Karriere bezeichnet von Leuten, die niemals eine gemacht haben."
„Ich kann nicht so weitermachen. Ich bin bald dreißig. Ich komme mir vor wie eine Figur aus einem bunten Comic."
„Sie hatte vor, ihren Job bald aufzugeben und nur noch als Aushilfskraft zu arbeiten: ‚Mehr Freiheit – mehr Zeit für Verabredungen mit den Fahrradkurieren.'"
„Dag und Claire wurden fast wahnsinnig vor Neugier, weil sie wissen wollten, wie die Geschichte mit dem jungen Mann ausging. Aber sein Schicksal steht in den Sternen. Ich schlafe nachts besser bei dem Gedanken, daß der junge Mann durch Ödland streift."
„Texlahoma ist ein Asteroid, der um die Erde kreist und auf dem es immer 1974 ist, das Jahr nach der Ölkrise und das Jahr, von dem an es in den USA keine Tariferhöhung mehr gab."
„Wir wollen Geschichten erzählen und aus unserem Leben Erzählungen schöpfen, die in ihrem Verlauf die Mühe wert waren."[6]

(Generation X)

„‚Hör', sagte ich, ‚ich habe eine Idee. Hättest du nicht Lust, von hier wegzukommen? Ich habe schon einen Plan. (...) Wir könnten morgen früh nach Massachusetts und Vermont und so weiter fahren. (...) Wir bleiben einfach auf den Campingplätzen und so, bis uns das Geld ausgeht. Wenn wir dann keins mehr haben, kann ich irgendwo eine Arbeit finden und wir könnten irgendwo an einem Fluß und so weiter leben, und später könnten wir heiraten oder so.'
‚Man kann doch so etwas nicht einfach *tun*', sagte Sally. Sie schien tief gekränkt zu sein. (...)
‚Warum soll man das nicht können? Warum nicht?'
‚Erstens sind wir beide eigentlich noch Kinder. (...) Wir würden einfach verhungern. (...) Wir haben später noch lange Zeit für das alles. Ich meine, wenn du im College warst und so, und wenn wir geheiratet hätten.'
‚Nein, dann geht das alles nicht mehr.

You've got style
That's what all the girls say
Satin sheets
And luxuries so fine
All your suits are custom made in London
I've got something that you'll really like

Gonna dress you up in my love
All over, all over

Dress you up. Madonna

Dann wäre alles ganz anders', sagte ich. Ich wurde wieder wahnsinnig deprimiert.
‚Es wird keine fabelhaften Reisen mehr geben wenn ich im College war und so. Es wäre nicht mehr das gleiche. (...) Wir müßten uns von allen Leuten verabschieden und ihnen von jedem Hotel Postkarten schicken. Und ich würde in einem Büro arbeiten und einen Haufen Geld verdienen.'"

(Der Fänger im Roggen)

Haben Sie das gesehen? Auf einem Satellitenkanal, der fortwährend Sendungen aus den Siebzigern zeigt – Wetter, Nachrichten, usw. – lief ‚Was bin ich?'[7] mit Robert Lembke. Das heitere Beruferaten. Glauben Sie, daß das heute noch funktionierte? Was sollte man/frau da sagen? Gelegenheitsarzthelferln[8]? Müßte das jetzt nicht heißen ‚Was bin ich gerade?' oder ‚Was tue ich so?' Alleine schon Beruferaten?! Was soll das? Bin ich überhaupt ein Beruf? Auch wenn wir letztlich einer Arbeit nachgehen müssen, was sollte uns veranlassen uns über diesen Broterwerb auch noch zu definieren?

Und überhaupt: ‚bin' ich überhaupt schon ‚was'? Werde ich nicht vielmehr noch ‚was'? ‚Was werde ich?' müßte es also doch wohl heute heißen?

Allerdings, selbst, was ich werde, erscheint doch nur zeitweilig? Ist es nicht so, daß wer heute mit den Schlüsselqualifikationen Kommunikations- und Teamfähigkeit ausgestattet ist, jederzeit alles werden kann? Jedoch: So einEr wird niemals sagen können, was er/sie ist, oder? Ambivalent, nicht?

Vielleicht würde man/frau heute einfach antworten: ‚Ich bin Ich'? Seltsam: Daß man/frau heute diese Individualität genauso borniert und unreflektiert zelebriert wie noch vor zwanzig Jahren die Konformität. Das scheint nicht die Epoche des Stechschrittes zu werden? Es gibt doch aber auch immer weniger Anlaß zum Wir-Gefühl? Die realen Säulen der Konformität von dazumal gibt es doch nur mehr in Fragmenten: Wenn ‚wir' nicht mehr zwangsläufig in *ein* soziales Netz einzahlen, das uns dereinst einmal halten könnte, wenn die Bedingungen, zu denen und unter denen wir arbeiten, immer mannigfaltiger sind, wer könnte dann noch ‚wir' sein? Divide et impera, das haben wir schon gehört und vielleicht auch verstanden; alleine: sind wir nicht wirklich getrennt?

Was ist ‚Jugend'?

Eine ‚Epoche' in hohem Maße geordneter, strukturierter und vorgegebener proletarischer Biographien setzt eine distinkte Phase der Einfügung in dieselben voraus. („Die Entscheidung darüber, ob wir uns an einer Epochenschwelle befinden, wie wir von manchen Zeitdiagnostikern hören, oder nicht, scheint mir nur für Esoteriker wichtig. Überlassen wir diese Entscheidung späteren Historikergenerationen. Daß wir in einer ausgesprochen ‚heißen Kultur' im Sinne von Lévy Strauss leben, die in ihrer Veränderungsdynamik gegenwärtig noch einige Hitzegrade zulegt, dürfte kaum bestritten werden."[9])

Diese ‚Epoche', dieser Abschnitt der konkret historischen Verfaßtheit bürgerlicher Gesellschaft und kapitalistischer Reproduktion soll hier als Fordismus umschrieben sein. In der Zeit zwischen Schwarzem Freitag und dem Ölschock konnte sich in der gesamten auf entwickelter Warenproduktion basierenden Welt, das heißt den Realen Sozialismus eingerechnet, ein Regime etablieren, dessen Säulen auf hohem Niveau standardisierte Produktion und Konsumtion, sowie ein Klassenkooperativsystem innerhalb des Nationalstaates waren. Die Unterwerfung unter das brutale tayloristische Prinzip der Arbeitsorganisation dieser ‚Epoche' mußte prozeßhaft vor sich gehen. Gleicherdings mußte das kollektive Gefühl der Bedürfnisbefriedigung durch die – aus heutiger Sicht und mit ‚heutigen Augen' betrachtet lächerlich eintönigen – Warensammlung erst entwickelt werden. ‚Jedem seinen Volkswagen/Ford/Trabbi' ist dem/der ProletarierIn als Herzenswunsch ja

nicht angeboren! Dieser Prozeß der Unterwerfung und der Konditionierung heißt – oder hieß – Jugend.

Jugend – proletarische Adoleszenz

Jugend soll aber nicht als der Sündenfall der Biographie jeder Gesellschaftsformation verstanden werden – das heißt zum Beispiel in der kapitalistischen Gesellschaft: vom ‚Menschen' zum Warensubjekt. Sie ist die Werdensphase von Klassenindividuen in einer konkreten Etappe einer – schon sehr hohen – Vergesellschaftung. Diese Etappe ist zugleich eine, die der subalternen Klasse – qua Kooperationismus, demokratischem System und keynesianistischer Nachfragepolitik – einen Platz im politischen Raum, in der Öffentlichkeit einräumt. So wundert es nicht, daß der Begriff ‚Jugend' erstmals auch und vor allem die Adoleszenzphase der subalternen Klasse beschrieb. Hier seien die gängigen Klischees der Fünfziger und Sechziger angeführt: Der Wilde (Marlon Brando); Elvis Presley; Soul, die dritte Welle afroamerikanischer Musik (Motown, die Ronettes etc.) – nach dem Jazz und dem urbanen Blues bzw. Rhythm & Blues als Musik des proletarischen, urbanen afroamerikanichen Mannes –, die gleichfalls in hohem Maße für die gesamte Populärkultur prägend war, spiegelte nicht zuletzt auch weibliche Aspekte wider; James Dean-Filme, die den Bürgersohn im Banne proletarischer Jugendkulte zeigen; Die rockistisch-machistischen Mythen der Rock-a-Billies, und der glitzernde Gegenentwurf der Mods hatten ihren emphatischen Bezug auf das proletarische Milieu gemeinsam.

Angesichts des quantitativen Verhältnisses – wie viele tatsächliche Bourgeois-Kinder gab es denn noch? – kann man/frau Jugend getrost als faktisch proletarisches Phänomen begreifen. ‚Proletarisch' soll hier vorwiegend im abstrakten, klassentheoretischen Sinne verstanden sein. Die kulturalistische Bedeutung des Terminus muß indes nichtsdestotrotz strapaziert werden: Gerade wenn es um Jugendkulte bzw. Jugendkulturen geht, die vor allem eben im klassistischen Sinne proletarische Phänomene sein sollen, lassen sich kulturalistisch proletarische und darüberhinaus von diesen wieder abgegrenzte ‚proletenkultlerische', das heißt also solche, denen ein ostentatives Zur-Schau-Stellen eines kulturalistischen Verständnisses des Proletarischen zu Grunde liegt, unterscheiden. Daß übrigens letztere zumeist politisch problematisch sind, sei hier nebenbei erwähnt. Mit abnehmender zahlenmäßiger und paradigmatischer Bedeutung zwar fällt immerhin die ‚Landjugend' ins Gewicht, die sich aber eigentlich durch einen fortwährenden Mangel an ‚Jugend' auszeichnet.

Jugend ist nicht mehr was sie einmal war

So turbulent sich die jugendliche Suchperiode vollzogen haben mag, ihr Resultat war stets klar und meistens lebenslänglich: Arbeiter, Arbeiterin oder Frau des Arbeiters, oft ein Leben lang im Sold nur einer Firma und schließlich ein Lebensabend finanziert aus einem genossenschaftlich organisierten Versicherungssystem.

Wenn es auch nicht zuträfe zu behaupten, daß solch lineare Lebensläufe nicht mehr vorkommen, oder gar für die Mehrheit nicht mehr vorstellbar wären, ist doch evident, daß eine wachsende Zahl von Menschen von derartigen Verläufen nicht mehr betroffen sind oder sein werden. Allen Etappen des ‚fordistischen Lebens' hat sich postfordistische Realität beigesellt. Die Krise genossenschaftlich organisierter Altenvorsorge (zum Beispiel das Umlageverfahren der österreichischen Pensionskörperschaften) wird konsequent herbeigeredet, durch gezielte Schritte betrieben oder durch die wachsende Mobilität der Arbeitssubjekte innerhalb der Metropolen und neue Formen der Arbeitsverhältnisse hergestellt. Die Bedeutung dieses Aspektes soll hier zwar unterstrichen werden, aus Platzgründen kann aber darauf näher nicht eingegangen werden. (Die Pensionsfrage hätte vor fünfzehn Jahren in einem Beitrag über Jugend nichts zu suchen gehabt – hätte gleichsam die Glaubwürdigkeitsfrage für den/die AutorIn gestellt. Das ist nun nicht mehr so: Die Zahl von Menschen, die bereits in jungen Jahren eine private Altersvorsorge haben, ist zumindest relevant. Die Zielgruppe einschlägiger Versicherungshäuser sind die 25-45jährigen!)

Die konkrete Wirklichkeit des Arbeitens und Konsumierens ist bereits weitgehend verändert. Nicht tayloristische Formen der Arbeitsorganisation sind schon für viele ArbeiterInnen der großen und mittleren Industrie Realität. (Die Arbeitsorganisation der Kleinbetriebe lief dereinst oft schon anders und unterliegt jetzt geringeren Änderungen.) Die Beweglichkeit (zumindest) der (Binnen-)Arbeitsmärkte ist in unterschiedlichem Ausmaß, das von den *noch* bestehenden Maßnahmen der Regulierung abhängig ist, stark gestiegen. Endlich: das vereinheitlichte Konsumieren gehört bereits gänzlich der Vergangenheit an.

Der für dieses Thema wohl bedeutsamste Aspekt: Die Phase der Ausbildung ist einer grundlegenden Veränderung unterworfen. Daß Ausbildung heute oft länger dauert, ließe sich noch auf die gestiegenen (konkreten) arbeitsspezifischen Anforderungen zurückführen. Verstärkend kommen sicher die Effekte der letzten Krisen zum Beispiel 1985-1987 hinzu: Mangels Arbeits- oder betrieblichen Ausbildungsplätzen, zieht man/frau länger nicht von ‚daheim' aus, und studiert länger, bzw. erwägt überhaupt eine längere Ausbildung.

Die steigende Bedeutung der sogenannten kommunikativen ‚Schlüsselqualifikationen' ist ausschließlich aus der Abkehr vom tayloristischen Modell der assoziierten Arbeit zu erklären. Und abschließend: Den nachhaltigsten Einfluß auf ‚die Jugend' hat der Trend zum ‚lebenslangen Lernen' (lebensbegleitendes Lernen etc.). Nicht nur, daß Ausbildungsabschlüsse gegenseitig relativiert werden, ist das Wort ‚Abschluß' zunehmend fehl am Platz. Die vereinheitlichten Bildungstitel gehören der Vergangenheit an: Die Mannigfaltigkeit der Abschlüsse läßt zunehmend zwischen ‚wertvoll' und ‚wertlos' (hier ausschließlich im Sinne des (Markt-)Wertes der Ware Arbeitskraft) unterscheiden. Der Grund für die wiederkehrenden Bildungserfordernisse kann einerseits in der bereits angesprochenen Mobilität der proletarischen Subjekte gesucht werden.[10] Andererseits kam und kommt es durch die beschleunigte Umwälzung der Arbeitsmethoden (zum Beispiel Informatisierung) auch zur beschleunigten Entwertung von Qualifikationen.

Begriffe man/frau also die Ausbildung oder Qualifikation als die fixen Bestandteile des variablen Kapitals, so könnte man/frau von deren rascher werdenden moralischem Verschleiß sprechen. Realiter: ein wiederholtes ‚Zurück an den Start'.

Endloser Neid

„Boomer Envy: Neid auf Wohlstand und langfristige materielle Sicherheit, die älteren Mitgliedern der Baby-Boomer-Generation durch die Gunst einer glücklichen Geburt zugeflossen sind. (Retrospektiver Neid ist das Gegenteil: Die Älteren beneiden die Jüngeren um ihre glückliche Jugend.)"

„Lessness: Eine Philosophie in der man durch den Abbau seiner Erwartungen in bezug auf materiellen Wohlstand wieder mit sich in Einklang gerät: *‚Ich habe es aufgegeben, einen finanziellen Volltreffer zu landen oder ein hohes Tier zu werden zu wollen. Ich möchte bloß glücklich*

sein und vielleicht ein kleines Straßencafe in Idaho aufmachen.'"

„Denkst du wirklich, es macht uns Spaß, von deinem Millionen-Dollar-Heim zu hören, während wir uns in unseren düsteren, kleinen Schuhkartons kaum Kraft-Dinner-Sandwiches leisten können, obwohl wir beinahe dreißig sind?"

„Safety Net-Ismus: Der Glaube daran, daß es irgendwo im Hintergrund immer ein finanzielles und emotionales Absicherungsnetz gibt, eine Pufferzone für die Verletzungen im Leben. Gewöhnlich bei Eltern."

„Anti-Sabbatical: Die Annahme eines Jobs in der einzigen Absicht, nur für eine begrenzte Zeitspanne dabei zu bleiben. Der Zweck besteht gewöhnlich darin, genügend Mittel zusammenzubringen, um an einer anderen, bedeutungsvolleren Tätigkeit teilzuhaben – wie zum Beispiel Zeichnen auf Kreta. Arbeitgeber werden über diese Absicht selten informiert."

„Poorochondria: Hypochondrie, die sich aus dem Nichtvorhandensein einer Krankenversicherung herleitet."

„Allmählich wird mir klar, daß die schönen Zeiten, in denen mir billiges Land und tolle Jobs geradezu nachgeworfen wurden (...) irgendwie vorbei zu sein scheinen."

(Generation X)

„‚Machst du dir gar keine Sorgen über deine Zukunft, Junge?' ‚Doch Sorgen mach ich mir schon. Das sicher. Doch natürlich.' Ich dachte einen Augenblick darüber nach. ‚Aber nicht übermäßig, glaube ich.'"

(Der Fänger im Roggen)

Irgendwie habe ich den Verdacht, daß ich, wie alt ich auch werde, niemals VH1[11]-SeherIn werden kann. Haben Sie nicht auch den Eindruck, daß wenn sich auch der eigene Geschmack verändert hat, deren Zeug irgendwie immer modrig klingt? Die auf der anderen Seite bekommen Autowerbungen, und wir Werbungen für Hairconditioner!

Kennen Sie noch jemanden unter vierzig, der/die nicht zumindest den Verdacht hat oder gar ganz sicher ist, daß er/sie später keine Leistungen aus einer staatlichen Pensionskasse bezieht?

Sind wir die erste Nachkriegsgeneration, der es schlechter geht als ihrer Elterngeneration (in der ‚Ersten Welt' wohl gemerkt)? Läßt sich das in dieser Allgemeinheit sagen? Haben wir nicht das Privileg, in eine neue Zeit zu gehen, von der lediglich gewiß ist, daß sie nicht mehr jene Sicherheiten bereit hält, die die ‚alten' geradezu ausgemacht hatten? Wird es nicht eine Zeit werden, die das Wort Sicherheit nur mehr in einem militärischen oder innenpolitischen, nicht aber in einem sozialen Sinne verstehen wird? Erleben wir nicht die verheißene Zukunft der Flexibilität und Freiheit bereits als Gegenwart der Verlängerung der Arbeitszeit (Wochen- oder Jahresarbeitszeit, aber wahrscheinlich auch der Lebensarbeitszeit), bei gleichzeitiger Intensivierung derselben? Die Reallohnentwicklung bereits der letzten zehn Jahre war doch jeweils stagnativ bis rückläufig? Erleben wir nicht in vollem Umfang den Rückgang an demokratischen Partizipationsmöglichkeiten sowie die Nivellierung demokratischer Rechte im Namen der ‚Globalisierung'?

Allerdings: Von *einer* Generation zu sprechen ist eben nicht zulässig. Eine Unzahl von Parallelgenerationen hält diese Gesellschaft bereit, deren Schicksale oft nur zu unterschiedlich sind, zwischen denen zu wechseln nur selten gelingen mag, und die auch immer weniger voneinander wissen.

Der Trend zur dauerhaften Offenheit von Lebensläufen ist das schlagendste Argument für eine Wandlung des Jugendbegriffes. Diese Offenheit soll aber keinesfalls das Abhandenkommen von Chancenlimitationen durch die diversen Mechanismen der Segregation in der modernen Gesellschaft – Sexismus, Rassismus – sowie eine Abnahme der sozialen Determination durch Elternhaus, Wohngegend etc. suggerieren. Die Offenheit besteht vielmehr in den verschiedenen Sphären. Sie besteht und wächst innerhalb der einzelnen Segmente der Gesellschaft in höherem Maße als dazwischen. Das heißt, daß typische ‚Ausländer'- oder ‚Frauenbiographien' nicht verschwinden oder aufgeweicht werden, sie werden ihrerseits gleichfalls turbulenter.

Wie vollzieht sich diese Offenheit? Zunächst in der Verlängerung von (Aus)Bildungszeiten und in dem Maße wie sich diese länger auf die Lebenszeit hin verteilen, wie bereits oben ausgeführt. Der Umstand, daß diese ‚Einführungsphase' in das ‚richtige Leben', das letztlich mit Erwerbsarbeit und Konsumieren gleichzusetzen wäre, nie richtig zum Abschluß kommen mag, relativiert beides: da der ‚Ernst des Lebens' nicht mehr springflutartig beginnt, ist das ‚süße Leben' davor auch keine solche Offenbarung mehr. Die Erwerbskarrieren zeichnen sich ihrerseits durch den Verlust der Linearität aus, die das Erwachsenenleben – vor allem der männlichen Normalbiographien – dereinst kennzeichneten.

Das Leben in dieser Offenheit gestaltet sich nach Gesichtspunkten, die allesamt der Jugend zugeschrieben werden, was mitnichten paradox ist: Flexibilität, Lernfähigkeit, Ungebundenheit, Einsatzbereitschaft, Teamfähigkeit allesamt Kardinalstugenden des posttaylo-ristischen Lohnarbeitens. Solcherart wird Jugendlichkeit zum hegemonialen Lebensmodus. „Jugendlichkeit – weniger in ihrem rebellischen Sinne, denn als Phase überdurchschnittlicher Flexibilität und Streßbereitschaft – wird der vorherrschende Lebensstil."[12]

Diese Jugendlichkeit ist ein Erklärungsansatz dafür, warum sich Menschen so hervorragend in das konkurrenzgesellschaftliche Konstrukt des Standortstaates einfügen. Warum sie leben können in nationalstaatlichen Einheiten, die endlich jedes mythischen Beiwerks und Geredes entledigt, als bloße reproduktive Einheiten (Cluster) des Kapitals sich herausstellen, zu deren Wettbewerbsfähigkeit alle brav, selbständig und kreativ beitragen. Wenn „an die Stelle der Sozialpartnerschaft der zumindest noch als gesellschaftliche Gruppen anerkannten Pole Kapital und Arbeit der Appell an jeden einzelnen, (tritt) sich für den *Standort* zu engagieren, der Bürger angehalten (ist) die Sozialpartnerschaft in sich selbst zu verwirklichen, Kapital und Arbeit wie die zwei Seelen in seiner Brust zu versöhnen"[13], dann wirft das doch die Frage auf, wie das funktioniert.

Wir sind die Jugend dieser Zeit. Worte: Paul Vaillant-Couturier, Nachdichtung: Stephan Hermlin, Musik: Arthur Honegger

Vom gesamtgesellschaftlichen Standpunkt aus betrachtet: Der Repräsentationstypus des korporativen Systems „entsprach einer sozialdemokratischen Gesellschaft, in der die Subsumption der Gesellschaft unter das Kapital immer noch lediglich formell und unvollständig (...) war."[14] Nunmehr ist die Gesellschaft reell subsumiert.[15] Nicht länger muß der kapitalistische Verwertungsprozeß die gesellschaftlichen Strukturen und Lebensweisen sich einverleiben. Er selbst ist die Grundlage, das Wesen dieser Gesellschaft, die keine andere Form der Reproduktion mehr kennt. Der Jugend fällt nun eine neue Aufgabe zu. Sie selbst wird lebensbegleitend.

Abschluß

‚Für immer jung' ist als ‚für immer jugendlich' wahr geworden. Nicht nur, daß es schwerer geworden ist, zu entscheiden, ob jemand noch jung oder schon erwachsen ist, sollte gezeigt werden. Diese Frage hätte lediglich geringe Bedeutung. Sondern die Auswirkungen der Entgrenzungen der Jugendphase auf die noch so verschiedenen Lebensentwürfe sollten verdeutlicht werden. Und schließlich sollte die herausragende paradigmatische Bedeutung von Jugend(lichkeit) für die (Über-)Lebensstrategien in der nachfordistischen Ära kapitalistischen Reproduzierens unterstrichen werden. Jugend ist demnach nichts, auf das linke Politikkonzepte unproblematisch rekurrieren könnten, oder gar etwas Rohes, Ungeschliffenes mit – quasi an sich – revolutionärer Sprengkraft.

Jugend ist in der Gesellschaft angekommen. Mehr noch: Sie ist dabei die Gesellschaft im Sturm zu nehmen. Ein Beispiel: Was zunächst unter dem Sammelbegriff Jugendkultur verstanden und zusammengefaßt wurde, wuchs schnell zur jugendlichen Subkultur der gesamtgesellschaftlichen Kultur. Nunmehr ist daraus das Rückgrat der Alltagskultur geworden, dem sich die verbliebenen Sparten der Hochkultur etc. geradeмal als Unterabteilung beifügen. Die letzten hartgesottenen VerfechterInnen jugendlicher Subkultur – oder gar Gegenkultur – verzweifeln zunehmend, da ihre Versuche dem insgesamt ausdifferenzierten Hauptkulturstrang sich zu entziehen, bereits qua Vereinnahmung vereitelt sind, bevor die PuristInnen sich davon wieder distanzieren könnten.

Dieses Beispiel soll keineswegs Wasser auf die Mühlen der KulturpessimistInnen sein. Die Zeit der Jugend-Subkultur ist derart ‚vorbei', wie die Zeit der Jugend ‚vorbei' ist: Sie wurde nicht ersatzlos gestrichen noch ist sie aufgehoben, sie erfuhr eine Transformation. Sie ist endlich eben selbst angekommen. Eine Position der Verweigerung gegenüber diesem Prozeß macht keinen Sinn. Für die Pop-Kultur heißt das: „Wer Pop kritisiert, muß ein Stück daran teilhaben, aber auch wieder Distanz herstellen. Der Selbstbewegung des Objekts vermag nur zu folgen, wer es kennt, ihm aber nicht vollkommen angehört."[16]

Für eine Kritik der Jugendlichkeit als einem postfordistischen Lebenskonzept hieße dies, daß ein Stückchen weit schon darauf einlassen sich müßte, der/die diese dann formulieren könnte. Der Grund der Einlassung – die Kritik eben – sollte dabei aber nicht aus dem Blick geraten.

Die fortwährende Unentschiedenheit vieler heutiger Lebensläufe, die hier als verlängerte Jugend oder als andauernde (Zwangs-)Jugendlichkeit beschrieben wurde, ist gleicherdings erhöhte Anpassungsleistung an eine zumindest mittelfristig absehbar unstete gesellschaftliche Entwicklung als auch gestiegene – persönliche – Krisenanfälligkeit. Sie bedeutet für die betroffenen Individuen auch labilere Identitätsgefüge und Identifikationsniveaus mit dem ‚System'. Ein Unzahl von Brüchen muß aber nicht immer als zur vorauseilenden Disziplin mahnende Rute im Fenster, sondern kann auch als Wink mit dem Zaunpfahl gelesen werden. ■

Yoyo TISCHLER ist Angestellter. Es fehlen noch 28 Berufsjahre bis zum vollen Pensionsanspruch.
Ich bedanke mich bei Melina Klaus für die Unterstützung bei der Auswahl der Literaturstellen.

Anmerkungen

1 The Who, Pete Townshend 1965.

2 Robbie Williams 1997.

3 Forever young, Bob Dylan 1973.

4 „Der Gesamteindruck ist irgendwie eine Art New Age J.D. Salinger auf Designerdrogen." In: »Time Out«. „Ein moderner Fänger im Roggen" In: »cosmopolitan«.

5 Die Bezeichnung ‚Ankunftsliteratur' geht auf den Roman Ankunft im Alltag von Brigitte Reimann aus dem Jahr 1961 zurück.

6 Ob hier Coupland die steigende Bedeutung der ‚Narration' als Moment der Identitätsbildung für die Sozialwissenschaft lediglich antizipiert oder sie bewußt anspricht kann nur gemutmaßt werden.

7 ‚Was bin ich' war eine Sendung des Bayrischen Rundfunks mit Robert Lembke als Moderator. Prominente mußten dabei durch Fragen den Beruf der Gäste erraten. Diese durften lediglich mit Ja oder Nein antworten. Für jedes Nein gab es 10 (!) Mark in ein Sparschwein. Eine Neuauflage dieser Show mit Joachim Fuchsberger als Moderator scheiterte schnell. Daß Alice Schwarzer, Sepp Maier und Vera Rußwurm dabei die RatefüchsInnen waren, war mit Sicherheit auch ein Grund dafür.

8 Berufsbezeichnung nach Thomas Meinecke, Tomboy 1998.

9 Heiner Keupp, Wer erzählt mir, wer ich bin? in: »Psychologie und Gesellschaftskritik« 4/96.
Keupp bezieht sich hier zwar auf die ideengeschichtliche Krise der Moderne, die Äußerung läßt sich aber auf den Postfordismusdiskurs gleichfalls anwenden. Einen direkten Zusammenhang möchte ich damit aber nicht hergestellt wissen. Wenngleich diese Untersuchung sicher einiges Interessantes ergeben könnte.

10 Diese Mobilität kann durchaus von dem/der einzelnen als Gewinn an Freiheit interpretiert werden. Die Aufgabe muß letztlich darin bestehen, das Hintersichlassen ‚fordistischer' Zwänge nicht ausschließlich als Verrat an wohlerworbenen Rechten zu deuten, gleichzeitig aber auf die damit verbundenen Gefahren hinzuweisen.

11 VH1 ist ein Musiksender, der zu MTV gehört. VH1 ist gleichsam ein Kanal für Erwachsene (die Pop-Musik hören). Die Musikvideos, sowie Live-Konzertmitschnitte sollen den Geschmack der kaufkräftigen Schichte der 30- bis 45jährigen treffen.

12 Don't believe the hype!, Broschüre der KJÖ Junge Linke, 1997.

13 Gerhard Scheit, Der Führertyp der demokratischen Volksgemeinschaft, in: »Weg und Ziel« 10/98.

14 Toni Negri, Die Arbeit des Dionysos, iD-Archiv Berlin 1997.

15 „Sie (die Produktion des relativen Mehrwertes) unterstellt also eine spezifisch kapitalistische Produktionsweise, die mit ihren Methoden, Mitteln und Bedingungen selbst erst auf Grundlage der formellen Subsumtion der Arbeit unter das Kapital naturwüchsig entsteht und ausgebildet wird. An die Stelle der formellen tritt die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital." Karl Marx, Das Kapital, 1. Band, 14. Kapitel (vgl. MEW Bd. 23, S. 533).

16 Regina Behrendt/ Günther Jacob, Pop-Geschichte wird gemacht, in: »Weg und Ziel« 5/97.

Keine Panik statt no future

Meret GOLDWYN

Wir haben uns längst daran gewöhnt, gemeinhin als Generation X abgetan und als pessimistisch und antriebslos geschmäht zu werden. Dabei ist eigentlich alles noch viel „schlimmer": Wir nehmen uns einfach die Zeit und die Freiheit, wirklich nur das zu tun, was wir wirklich wollen und wichtig finden – und das mit einem sorglosen Optimismus, dem weder wenig Geld noch eine angebliche Perspektivelosigkeit etwas anhaben können.

Alles schon gehabt, winken da die 68er ab. Nur eine Phase, hoffen unsere Eltern. Ein Versuch die Jugend zu verlängern, tippen ratlose Soziologen.

Alles falsch. Für uns echte Slacker (amerikanisch: kreativ herumhängen) gibt es kein Zurück. Wir lassen uns vom Rest des Lebens nicht mehr einholen und leben bereits jetzt im 21. Jahrhundert. Mit unseren unplanbaren Lebensläufen haben wir uns einfach nur der Unübersichtlichkeit des Lebens angepaßt und dabei Sekundärtugenden wie Disziplin, Ordnung und Fleiß einfach mit dem alten Jahrtausend entsorgt.

Wofür auch? Für einen Konzern, der uns eine Karriere vorgaukelt, uns aber nur auslaugt? Für viel Geld, mit dem wir dann aus Zeitmangel nichts anfangen können, oder für eine Pension, die aus unserer Generation sowieso keiner mehr bekommt? Dann lieber weiter durchwursteln und verzetteln. Und gelegentlich, aushilfsweise – und nur wenn's unbedingt sein muß – auch mal ein bißchen jobben.

Reisen, Hobbys, schicke Klamotten

Nebenbei läuft das Studium und der Fernseher. Alles wird gut, da sind wir uns sicher – wenn nur die lästigen Hürden des Alltags nicht wären. Heute hier, morgen das. Ausprobieren, ausschlafen, aussitzen. Bloß nicht festlegen, alle Wege offenhalten, dafür lieber mit weniger Geld auskommen und natürlich keine Folge der „Simpsons" verpassen.

Wozu sollten wir auch ein von Normen und Lustfeindlichkeit geprägtes Leben anstreben, wenn wir die damit verbundenen Vorteile sowieso haben können? Deshalb haben wir auch keinen richtigen Beruf, sondern wir jobben. Wann wir mit dem Studium fertig sein werden, wissen wir nicht. Vielleicht nie. Und? Schlimm? Unter der Prämisse der Selbstverwirklichung, aber ohne die Auflagen der Erwachsenenwelt, genießen wir alle Privilegien, die früher nur den fest im Beruf Verankerten „zustanden": Reisen, Hobbys, schicke Klamotten.

Wir haben weniger Angst vor Arbeitslosigkeit, als vor fertigen Zuständen, vor Trott, vor dem Stillstand. Und das Wichtigste ist uns, jederzeit abhauen zu können.

Im Gegensatz zu rebellierenden Generationen vor uns fühlen wir Slacker uns keiner Bewegung zugehörig. Jeder mag andere Musik und bastelt seine eigene Moral zusammen – und das alles so radikal, selbstbewußt und antiautoritär, daß das alte System an allen Ecken über Werteverfall jammert. Dabei verschieben sich die Werte nur: gesunder Egoismus statt verkrampften Gemeinsinns, maximale Freiheit vom Schwarzfahren bis zur Konsumverweigerung statt eines faden Liberalismus.

Und weil sich viele von uns einfach jeder Organisation entziehen, ist dagegen auch kein demokratisches Kraut gewachsen.

Souveräner Umgang mit Drogen

Aber wir sind nicht harmlos. Zwar heißen unsere Demonstrationen nur noch Paraden. Aber während wir scheinbar nichts auf die Reihe bekommen, Liebesmärsche, Musik und Rebellion von der Fun-Industrie kontrolliert und gezähmt werden, bauen wir still und heimlich unsere eigene Welt auf. Wir unterwandern fleißig und viele von uns können als gesellschaftliche Totalverweigerer schon heute leicht überleben. Ein unsichtbares Netz aus Schwarzarbeit, Jobs und Geschäften sorgt für den Lebensunterhalt, ein souveräner Umgang mit Drogen und Gleichgesinnten aus aller Welt für Abwechslung. Keine Panik statt no future! Viele von uns sind nicht einmal krankenversichert.

Wir haben keinen Job. Wir machen einen. Freiberuflich. Selbständig. Und haben den Abgrund jeden Tag vor der Nase. Ganz praktisch gegen Langeweile, Rost- und Fettansätze.

„Wähle dich selbst!", der Slogan von Christoph Schlingensiefs Anti-Partei „Chance 2000" spricht uns aus tiefster Seele.

Wir sind nämlich weder faul, noch unbeteiligt – im Gegenteil: Politik wird gerne diskutiert, der Müll sorgfältig getrennt und bei Shell nur im Notfall getankt. Viele von uns gehen sogar tatsächlich zur Wahl, – wenn sie nichts besseres vorhaben. Wissenschaftliche Untersuchungen bestätigen übrigens, daß jugendlicher Müßiggang nicht aller Laster Anfang ist: So haben Bremer Langzeitforscher festgestellt, daß ausgerechnet junge Männer, die zielstrebig Lehrstelle und Job finden, viel häufiger einen kriminellen Ausgleich suchen, als jugendliche Schulabbrecher. Und Arbeitsmarktforscher wundern sich schon länger über die steigende Zahl der sogenannten stillen Reserven, der Leute also, die weder beim Arbeitsamt noch sonst irgendwo gemeldet sind, aber von denen auf zwei Arbeitslose mindestens einer kommt – wahrscheinlich ein Slacker.

Zeit ist eben unser Luxus

Aber nun mal ehrlich: Was ist eigentlich so schlimm daran, wenn man die Dinge langsamer angeht und dabei herausfindet, was wirklich wichtig ist?! Und so schmeißen wir auch schon mal „einen wirklich guten" Job, weil es uns krank macht, nicht nur für und an uns selber zu arbeiten. Zeit ist eben unser Luxus. Punktum. Und deshalb machen wir das, was uns interessiert und nicht das was uns gesagt wird.

Daß wir uns auf Institutionen nicht mehr verlassen können, finden wir nicht weiter schlimm. – Freunde sind uns sowieso wichtiger. Wir erwarten Veränderung, also sind wir flexibel und anpassungsfähig. Zwangsläufig, aber nicht ungern. Und da wir wissen, wie man in der Ära des Wissens denkt, lernt und kommuniziert, sind wir militant unabhängige, selbstbewußte Problemlöser und treue Verfechter unseres eigenen Arbeitsstils.

Während viele Angehörige älterer Generationen diese Attitudes als Illoyalität, kurze Aufmerksamkeitsspanne, Arroganz, Verlangen nach unmittelbarer Zufriedenstellung und Weigerung sich hochzudienen mißinterpretieren, wer-

den diese Verhaltensweisen definitiv notwendig sein, um unter den rasch wechselnden Bedingungen am Arbeitsplatz von morgen überhaupt noch bestehen zu können.

Also: lernen – ja, aber bitte nach unserer Fasson. Wir lernen schließlich in erster Linie aus persönlichem Interesse, wenn sich das Gelernte mal in irgendeinem unserer Jobs nutzen läßt, bitte.

Und wenn schon lernen, dann nicht dumpfes Lexikonwissen und trockene Zahlen. Statt dessen bringen wir uns selbst und gegenseitig bei, uns Gehör zu verschaffen. Wir lernen, an uns selbst zu glauben, lernen, den Mut zu haben, unsere Meinung zu sagen und sie auch zu verteidigen. Wir lernen, wichtige Dinge unter Termindruck zu organisieren und uns Pfade durch die Informationsflut zu bahnen. Wir lernen Wichtiges von Unwichtigem zu trennen und Informationen und Wissen so aufzubereiten, daß sie für andere verständlich sind. Und wir lernen, uns und die Sache für die wir stehen, gut zu verkaufen.

Und weil wir in einer Kultur der Unmittelbarkeit und Unsicherheit aufgewachsen sind, erwarten wir halt auch von unserer Umwelt blitzschnelle Reaktionen auf unseren Input. Wir durchleuchten Ergebnisse deshalb mit solcher Penetranz, weil wir Feedback wollen – Feedback, das uns hilft, Erfolge richtig zu bewerten und dementsprechende Neujustierungen unseres Approachs vornehmen zu können. Und weil wir in einem Umfeld zu denken und zu kommunizieren lernten, in dem eine rasant anwachsende Flut von Information zur Verfügung stand und immer ausgefeiltere Technologien diese Information für uns immer leichter abruf- und manipulierbar machten, sind wir in der Lage, Informationen ganz anders als frühere Generationen zu verarbeiten.

Wir waren Schlüsselkinder in einer Welt zunehmender Gefahren, zu einer Zeit, als unsere Gesellschaft sich immer mehr atomisierte. Im Gegensatz zu früheren Generationen wurden unsere Eltern mit größerer Wahrscheinlichkeit geschieden und waren beide berufstätig. Wir sind es also gewohnt, uns Problemen alleine zu stellen und wir haben großes Vertrauen in unsere Fähigkeiten alleine zurecht zu kommen.

Das alte Karrieremodell hat ausgedient

Wir geben uns nicht dem Glauben hin, unser Leben auf einem langfristigen Arbeitsverhältnis mit einem einzigen Arbeitgeber aufbauen zu können. Wir wissen längst, daß Institutionen keine wirtschaftliche Sicherheit garantieren können. Die schaffen wir uns selber.

Wir geben der sich rasant ändernden Wirtschaft keine Chance, uns in die Enge zu treiben, sondern positionieren uns statt dessen als freie Anbieter, als Alleineigentümer unseres kreativen Potentials. Wir wechseln nicht dauernd den Job, weil wir ruhelos sind. Wir wissen genau wonach wir suchen – nach Chancen, wertvolle Beiträge zu leisten und gleichzeitig – und vor allem – unsere Fähigkeiten zu erweitern.

Für uns bedeutet die alleinige Verwaltung unserer Fähigkeiten, jede Jobchance, so wenig Zukunftsaussichten sie auch bietet, optimal zu nützen, aus jeder nur erdenklichen Quelle Wissen zu schöpfen, neue Herausforderungen anzunehmen, No-future-Jobs in Chancen umzuwandeln, unser Repertoire an Fähigkeiten zu erweitern, neue Leute kennenzulernen und zu beeindrucken, greifbare Endresultate hervorzubringen, anderen zu beweisen und uns selbst zu bestätigen, daß unser Wert als „Players" auf dem Arbeitsmarkt ständig steigt.

Das alte Karrieremodell hat ausgedient, im wahrsten Sinne des Wortes, denn wir dienen uns nicht mehr hoch. Wir machen nicht mehr die einsame Knochenarbeit und zollen der Unternehmenshierarchie Tribut – zumindest nicht auf Basis eines vagen, langfristigen Versprechens. Gebt uns nicht die Schuld! Wir spielen möglicherweise ein neues Spiel, aber die Regeln haben andere geändert. Tapfer machen wir uns auf den Weg in die Jobwelt. Notfalls durch Hintertüren und Seiteneingänge, oft genug auch im Labyrinth. Was bleibt uns schließlich auch übrig in einer Gesellschaft, die uns mehr als genug zumutet, aber viel zu wenig zugesteht?

Das Boot ist voll, schreien die am lautesten, die drinsitzen. Aber die meisten von uns kommen mit den katastrophalen Verhältnissen gut zurecht. Anspruchsvolle Arbeit geht vor sicherem Job.

Wo Arbeit nicht mehr das Leben trägt, weil sie jederzeit abhanden kommen kann, gibt es auch neue Vorstellungen von oben und unten. Im Café um die Ecke bedient ein genialer Programmierer, der den Einstieg noch nicht gefunden hat und in der Bankfiliale daneben residiert möglicherweise ein dumpfsinniger Erbsenzähler, der gleich nach der Schule Glück hatte mit dem 08/15-Weg.

Keine Jugend vor unserer hatte es schwerer, eine berufliche Laufbahn einzuschlagen. Aber keine hatte auch größere Möglichkeiten. Und während sich Berufsberater, Medien und Eltern in düsteren Ahnungen ergehen, basteln wir auf unsere eigene Art an unserem Fortkommen. Wir haben keine Angst vorm globalen Dorf, das unsere Eltern längst nicht mehr kapieren. Wir richten nicht nur dem Papa den Videorecorder ein, wir suchen auch unsere McJobs im Internet.

Die Übergänge zwischen Arbeit und Privatleben sind für uns fließend.

Unsere neue Lebenskunst bedeutet: heute Pizzas ausfahren, morgen Psychologiestudium, übermorgen Telefonmarketing, über-übermorgen selbständige Personalberaterin. Keiner dieser Schritte ist mehr wert, als der andere, keiner diskriminierend. Alle bringen Erfahrung, zeugen von Vielseitigkeit.

Die Klagen über die Unverbindlichkeit von Zeitverträgen, über McJobs und den sozialen Abstieg einer ganzen Generation, die erstmals ihre Eltern an Wohlstand nicht mehr übertreffen wird, stammen nicht von uns selbst. Wir haben uns längst eine eigene Werteordnung geschaffen, ganz leise nebenbei und ohne theoretischen Anspruch. Freunde sind für uns das wichtigste Lebensziel – und Arbeitslosigkeit nicht mehr die größte Angst. Und nur was uns wirklich Spaß macht, hat für uns Zukunft, denn darin sind wir auch wirklich gut.

Die Gefahr von Zurückweisung ist uns so geläufig, daß sie kaum mehr lähmt. Wir begreifen uns und unsere Puzzelbiographien als Gesamtkunstwerk und sehen uns keineswegs als bedrohte Art. Man darf uns nur nicht mit der Frage kommen: was hast du eigentlich schon erreicht mit 25? Dann schießen wir nämlich zurück! Volle Breitseite gegen das Modell lebenslanger Vollbeschäftigung. Das wollen wir nicht, sagen wir unseren verdutzten Erfolgseltern. Eigentlich könnten die ja froh sein, daß wir nicht wollen, was wir sowieso nie kriegen. ■

Meret GOLDWYN ist freischaffende Autorin und (Werbe-)Texterin.

„Jugendgewalt“

Über Armut, Nationalismus und den Kult des Selbstbewußtseins

Freerk HUISKEN

Wenn heute von „Jugendgewalt“ oder gar „Jugendkriminalität“ die Rede ist, wird weniger auf den Sachverhalt gedeutet, daß in der Tat bei Kindern und Jugendlichen neben verbalen Rohheiten das Treten und Schlagen, das Erpressen und Entwenden vermehrt an der Tagesordnung ist.

Mit dem Terminus „Jugendgewalt“ wird nicht eine erst zu erklärende Sache benannt, vielmehr wird mit der Bezeichnung in der Regel gleich eine komplette theoretische Deutung vorgestellt und zwar eine unzutreffende. Besonders die Unbedenklichkeit, mit der der Begriff „Jugendgewalt“ synonym mit „Jugendkriminalität“ gebraucht wird, stellt klar, daß an dem Handeln von Jugendlichen nur das Unerlaubte, das Unerwünschte, das gesetzlich *Verbotene* festgehalten wird. Es geht folglich nicht um die Erklärung der Motive von Kindern und Jugendlichen beim Einsatz von Gewaltmitteln. Diese haben vielmehr bereits eine Zuordnung erfahren: Die Sache interessiert nur hinsichtlich ihrer *Abweichung* von Recht und Ordnung. Diese Betrachtungsweise ist in ihrem Ausgangspunkt nichts als eine Verbeugung vor außerwissenschaftlichen, nämlich vor juristischen Kriterien. Sie interessiert sich für das ärgerliche Treiben dieser Jugendlichen nur aus der Perspektive des durchgesetzten staatlichen Gewaltmonopols, entdeckt an ihm einen Verstoß dagegen und erklärt diesen Verstoß für das Wesentliche der Sache.

Polizeistandpunkt als Wissenschaft

Für eine Betrachtung aus der Perspektive des Rechtsstaats wäre dies nun in der Tat die einzig interessierende Feststellung: Daß in der Gesellschaft Privatpersonen Gewalt ausüben, hält der in jedem Fall für einen Anschlag auf sein Gewaltmonopol, was es strikt zu unterbinden gilt. Und wenn gar Kinder gewalttätig werden, die noch nicht so ohne weiteres unter das Strafrecht fallen, ist er sich sicher, daß all diejenigen versagt haben, die dem Nachwuchs vor allem eines beizubringen haben: Respekt vor der demokratischen Staatsgewalt.

Wissenschaft hat allerdings eine andere Aufgabe: Sie hat zumindest erst einmal die Sache, wie sie ist, zur Kenntnis zu nehmen, statt sich allein dafür zu interessieren, daß sie *nicht erlaubt* ist. Aber genau daran hält die durchgesetzte sozialwissenschaftliche Betrachtungsweise fest. Mit „Jugendgewalt“ wird allein die *Abwesenheit* jenes Betragens gekennzeichnet, das sich für die Jugend gehört: Diese Jugend verstößt gegen Recht und Ordnung. Doch was weiß man eigentlich, wenn nur festgehalten wird, daß die Jugend in Teilen nicht so ist, wie sie sich die Garanten von Recht und Ordnung vorstellen? Nichts weiß man über das Treiben der Jugendlichen und ihre Gründe. Dafür weiß man einiges über den Betrachter, der nur „Jugendgewalt“ und „Jugendkriminalität“ entdeckt. Man weiß, daß er so sehr Parteigänger der herrschenden oder der von ihm erwünschten Ordnungsvorstellungen ist, daß er die Sache, die es zu klären gilt, nur durch eine *polizeiliche Brille* wahrnimmt.

Nehmen wir einige Beispiele: Wenn Hooligans über Anhänger eines konkurrierenden Fußballvereins herfallen, wenn Skins Ausländer jagen oder Schüler scheinbar grundlos Mitschüler verprügeln, dann haben wir lauter Sachverhalte, die sich zwar alle durch den Einsatz von Gewalt auszeichnen, die aber auf den ersten Blick erkennbar unterschiedliche Motive, Opfer und Verlaufsformen aufweisen. Wer ihnen mit der juristischen Abstraktion „Jugendgewalt“ zu Leibe rückt, der stellt sich gleichgültig gegenüber allen Anliegen, die die Kids verfolgen. Zwei Beispiele: Skins verprügeln Ausländer, was ein klarer Fall von Nationalismus ist! Und was interessiert daran den Sozialwissenschaftler? Er stellt allein fest: Hier liegt Gewalt vor, deren Ausübung ist Privatpersonen, Jugendlichen zumal, untersagt. Oder: Schüler brüsten sich damit, daß sie jeden Mitschüler zusammenschlagen, der ihnen nicht zu Willen ist. Ein klarer Fall von radikalisiertem Geltungsstreben. Doch wieder widmet sich der Sozialwissenschaftler nur der Gewaltandrohung.

Diese Sorte Wissenschaft gibt sich damit in ihrem Ausgangspunkt als Polizeiwissenschaft zu erkennen. Folglich ist sie im Prinzip mit ihrer theoretischen Arbeit fertig, bevor sie recht eigentlich mit ihr angefangen hat. Diese Wissenschaft entfaltet dann auch nur noch ihr eigenes rechtsstaatliches *Vorurteil* über die Sache. Und es steht zu erwarten, daß die Schlußfolgerungen, die sie präsentiert, nur den Ordnungsstandpunkt bestätigen, der bereits bei der Kennzeichnung der Sache unterlegt ist: Die Jugend muß zur Ordnung gebracht werden!

Keine Gründe, nur Anlagen und Dispositionen

Betrachten wir eine Untersuchung aus dem Bereich der Bielefelder Jugendforschung.[1] Sie beginnt, genau wie beschrieben, mit der Auflistung von Gewalttätern. „Die Aktivitäten von jugendlichen Hooligans, Skinheads, Punks usw. (!)“[2], werden zusammengefaßt und in einen Topf geworfen, der dann das Etikett „Jugendgewalt“ erhält. Diese Sorte Zusammenfassung mag in einem ersten Schritt noch gerechtfertigt sein, benennt sie doch, was die allgemeine Empörung auslöst, nämlich die Roheit des Treibens dieser Jugendlichen. In der Tat ist ihr Tun kritikabel. Jedoch nicht deswegen, weil es eine Ordnung stört, die selbst jede Menge Gewalt zu ihrer Etablierung und Erhaltung braucht – Polizei, Gefängnisse, Grenzschutz, Justizvollzug, Soldaten usw., vielmehr allein deswegen, weil die gewaltsame Durchsetzung eines Anliegens auf den ihm entgegenstehenden

Here they come
Looking so alive
They're here for business
But it's all none of your jive

Brighter tomorrows are in their eyes
You'd better make way for the young folks
Oh, yeah yeah yeah yeah

The Young Folks. Lyrics: H. Gordy/ A. Story, performed by The Supremes 1967

Willen und seine Urteile keine Rücksicht nimmt, sondern ihn bricht. Das ist die Kritik an Gewalt – und zwar an jeder Gewalt. Sich über sie zu empören, gleichgültig in welchem Gewande sie auftritt, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Und mit der Empörung ist zugleich ein *praktisches* Interesse in die Welt gesetzt: So soll es im Verkehr der Menschen untereinander gerade nicht zugehen![3]

we're such a hot sensation
what a creation
who's the latest teenage dream
on the front of every magazine
...
we're the last teenagers
...
we're going downtown on the escalator
we're blond hair teenage terminators
camera's watching
when we go shopping
better step aside
cause we just ain't stopping!

Viva la Megababes. Shampoo

Doch ist dieser Einstieg nur gerechtfertigt, wenn er in einem zweiten Schritt mit der Ergründung der *Ursachen* dieses Treibens überwunden wird. Mit ihm beginnt die eigentliche wissenschaftliche Arbeit. Doch genau das findet in der exemplarisch zitierten Studie nicht statt. Die Frage, was ein Skin, ein Hooligan, ein „cooler" Schüler usw. eigentlich ist, welche *Gründe* sie alle für ihr Tun haben, was von diesen Gründen zu halten ist, wo sie sie *erlernt* haben, wieso ihnen der Einsatz von Gewalt *einleuchtet* und wie die Ursachen jugendlicher Roheit zu bekämpfen sind, interessiert die „Polizeiwissenschaftler" nicht. Ihrer eigenen Logik konsequent folgend fragen sie erstens nur danach, wie es kommt, daß Jugendliche ein unerlaubtes Durchsetzungsmittel, die Gewalt, anwenden und zweitens, wie sie zu braven, gesetzestreuen, unauffälligen Bürgern gemacht werden können, wie also dem Gewaltmonopol des Staates – Recht und Ordnung – Genüge getan werden kann.

Im Folgenden sind dem Verfasser Skins, Hooligans, Junkies oder Schüler als theoretische Gegenstände völlig egal. Er untersucht nur noch *„Gewalttäter"*. Genauer gesagt: *Unbefugte* jugendliche Gewalttäter, jugendliche Ordnungsstörer. *Befugte* Gewalttäter – Polizeibeamte, Grenzschützer usw. – fallen schon deswegen nicht in seinen Untersuchungsgegenstand, weil er als Wissenschaftler ja gerade den Standpunkt ihrer Auftraggeber eingenommen hat und von ihm aus auf die Jugendlichen blickt. Die ärgerlichen Taten der Kids schrumpfen bei ihm zusammen auf den Einsatz unerlaubter Gewalt. Daß es sich dabei um *Mittel* handelt, mit denen *immer* bestimmte *Zwecke* verfolgt werden, es folglich darum geht, diese zu ergründen und zu beurteilen, fällt unter den Tisch, weil bei ihm der Ordnungsstandpunkt schon ganz mit dem wissenschaftlichen verschmolzen ist. Übrigens würde der Autor nach diesem Muster wohl kaum eine andere Sorte von „Gewalttätern" – etwa Abschiebungsbeamte, Justizvollstreckungsbedienstete oder Soldaten – beurteilen. Deren Gewaltmitteleinsatz wird ganz selbstverständlich vom politischen Zweck her beurteilt und entweder kritisiert oder gutgeheißen. Doch beim unerlaubten Einsatz von Gewalt durch Jugendliche, da zählen die Zwecke, die Anliegen, die Motive einfach nicht. Die Kids sind für sie in dieser Betrachtung nur noch die *Verkörperung* von Unerlaubtem, von Ordnungsstörung.

Das ist recht fatal, weil jetzt Ursachen einer Sorte von Gewalt ergründet werden sollen, die gar *keinen Inhalt* hat, mit der keine Zwecke verfolgt werden und die keinem Anliegen dient. Das wissenschaftliche Interesse gilt ab sofort einem *Konstrukt*, einem Sachverhalt, den es *nicht gibt*, den der Wissenschaftler sich konstruiert hat: Gewalt ohne Zweck, leere, abstrakte Gewalt gibt es nicht. Immer werden mit Gewalt bestimmte Anliegen verfolgt, die in der Regel auf der Hand liegen: Ob es der Vater ist, der seinen Sohn schlägt, ob es der Räuber ist, der einen Passanten mit Gewalt um seine Barschaft bringt, der Polizist, der einem Einbrecher Handschellen anlegt, oder ob es ein Skin ist, der auf Türken einschlägt – nirgendwo gibt es einen Zweifel am Anliegen, das mittels Gewalt verfolgt wird. Doch die Jugendforschung trennt das Mittel vom Zweck und erfindet sich eine Gewalt, die keinem Anliegen dient.

Keine guten Gründe

Der dafür durchgesetzte Begriff lautet *„Gewaltbereitschaft"* bzw. *„Gewaltdisposition"*. Der Begriff drückt aus, daß es für *unerlaubtes* Handeln überhaupt *keine* Gründe gibt, weil der Wissenschaftler sich dafür keine *guten*, überzeugenden Gründe vorstellen kann. Die Logik dieses Denkens ist verbreitet: Wer eine unerwünschte, zum Beispiel faschistische Orientierung hat, der gilt als orientierungs*los* oder *des*orientiert. Weil die Orientierung *nicht paßt*, hat der Mensch *gar keine*! Wer mit der herrschenden Erziehung nicht einverstanden ist und dies auch zeigt, der ist mit Sicherheit *un*erzogen usw. Daß Jugendliche für ihr ärgerliches Treiben jeweils *ihre Gründe* haben – richtige oder falsche –, das kann schlechterdings nicht sein. Warum? Weil das Handeln doch empörend und verboten ist.[4] Für solche Roheiten – heißt ein verbreitetes Urteil – kann niemand politische *Gründe* haben. Die Wissenschaft hat sich damit den Menschen so zurechtgelegt, wie ihn die Politik gerne hätte: Der Mensch ist – quasi von Natur aus – mit seinem Verstande immer auf der Seite von herrschendem Recht und durchgesetzter oder angestrebter Ordnung. Bewußt verfolgt der Mensch, da ist sich diese Wissenschaft sicher, nur ordentliche Anliegen. Unordentliche können unmöglich das Resultat des sich seiner Tat bewußten Verstandes sein. Folglich können für unerwünschtes Handeln nur *Fehlentwicklungen* oder nicht hinreichend kontrollierte *Anlagen* bzw. *Dispositionen* verantwortlich sein.

Wer „Gewaltdispositionen" erforscht, sich also für das Treiben und die Motive der gewalttätigen Kids nicht interessiert, hat den Übergang in die Psychologie oder in die Sozialpsychologie vorbereitet; der hat sich dazu entschlossen, den gewalttätigen Menschen zum *Objekt* von Anlagen oder Umständen zu deklarieren. Der ist dann ein Aggressivling, wenn die Gewaltdisposition der Anlage zugeordnet wird. Wenn dafür mehr die Umwelt verantwortlich sein soll, dann wird zum Beispiel ein „Wertevakuum" entdeckt – schon wieder etwas, was es nicht gibt – und ein Versagen der Erziehung diagnostiziert. Fest steht: Dieses „abweichende Verhalten" – wie das soziologisch heißt – kann nicht dem Verstande entsprungen sein, soll also nicht das Resultat von willentlicher Zwecksetzung sein, der die brutalen Mittel bewußt zugeordnet werden. Auch diese Form von Ausschlußdenken kennt man aus anderen Zusammenhängen: Ist die Redeweise nicht jedermann geläufig, daß derjenige, der in Denken und Tun so ganz neben allem Bekannten und Gewohnten liegt, „nicht ganz sauber tickt"? Und kennt man nicht die Analysen, die den Faschismus – und den Kommunismus gleich mit – nicht für eine Sorte von Politik halten, sondern für Verbrechen, deren Täter krank sein müssen?

Diese theoretische Tilgung des Willens von Menschen, nur weil deren Trei-

ben *mißfällt*, hat Konsequenzen für die weitere Analyse. Alle Sachverhalte werden neu gedeutet: Wenn zum Beispiel Schüler es „echt cool" finden, auf dem Schulhof einem x-beliebigen Mitschüler mit gezielten Fußtritten zu demonstrieren, wer hier der „king" ist, dann ist – laut dieser Jugendforschung – nicht das hier sehr bewußt geäußerte Bedürfnis am Werke, die Anerkennung durch die Umgebung zu erzwingen, sondern dann äußert sich die im Menschen angelegte Aggressivität (Anlage). Wenn ein Skinhead gegenüber Türken den Baseballschläger zückt, dann exekutiert er nicht etwa sehr bewußt sein rassistisches Urteil, daß Ausländer, die „uns die Arbeitsplätze wegnehmen", in Deutschland nichts zu suchen haben, sondern dann ist schon wieder dieselbe Aggressivität oder Disposition am Werke. Nie *will* der Jugendliche – dieser Auffassung zufolge – das, was er *tut*. Nie hat er dafür seine – natürlich falschen – Gründe. Immer ist er eigentlich nur Opfer seiner Triebe oder seiner Umwelt. Nicht den Geprügelten gilt folglich die Anteilnahme, sondern dem Täter. Geschädigt ist nicht das Opfer, sondern der Täter – und natürlich der schöne Rechtsstaat, dessen Ordnung so fürchterlich gelitten hat. Höhepunkt dieser psychologischen Betrachtung ist jene Umkehrung, derzufolge man den Schreien der Opfer nur den Hilfeschrei des Täters entnehmen soll![5]

Wie mit der Bestreitung von Zweckgerichtetheit der Gewalt und Willentlichkeit der jeweiligen Tat zugleich ihr bestimmter Gehalt ausgelöscht wird, läßt sich erneut gut an der zitierten Studie zeigen. Sie geht von dem Einfall aus, Ansprüche von Jugendlichen an ihr Leben mit deren Urteilen über vorfindliche Realisierungsbedingungen abzugleichen. Dabei wird eine Diskrepanz zwischen „gestiegenen Ansprüchen Jugendlicher nach selbständigen und kreativen Tätigkeiten"[6] hinsichtlich ihres privaten und beruflichen Lebens und den „erschwerten Bedingungen, die Ansprüche zu realisieren" festgestellt. Diese Diskrepanz wird dann für eine „Gewalt*disposition*" verantwortlich gemacht, die zur Gewalt*tat* werden kann, wenn der Jugendliche zum Beispiel selbst Schläge im Elternhaus einstecken mußte. Den Befund will ich gar nicht bezweifeln. Da mag schon etwas dran sein, daß viele Jugendliche die Welt so sehen. Nur, wenn Jugendliche mitbekommen, daß beispielsweise die Urteile aus dem Sozialkundebuch über den Arbeitsmarkt mit seiner Wirklichkeit nicht zur Deckung zu bringen sind, dann hätten sie einen Grund, die Bücher zu kritisieren und die Marktwirtschaft zu „hinterfragen". Dann hätten sie einen sehr präzisen inhaltlichen Ärger mit bestimmten Adressaten, aber keine inhaltslose Aggressivität oder leere Gewaltdisposition, geschweige denn einen Grund, Türken „aufzuklatschen" oder „60er zu vermöbeln". Denn es haben weder die Türken, noch die Anhänger von 1860 München etwas mit der erfahrenen Diskrepanz zu schaffen. Geradezu absurd wird es, wenn man diese Erklärung auf die rechtsradikalen „Gewalttäter" anwendet: Ein Skinhead, der mit „Ausländer raus, Deutschland den Deutschen" auf Türken losgeht, der macht das – dieser Analyse zufolge – nicht etwa deswegen, weil er ein radikaler Nationalist ist, sondern weil seine Ansprüche nach „selbständigen (!) und kreativen (!) Tätigkeiten" nicht aufgegangen sind!

Forever Young. Forever Young.
May you stay Forever Young.

May you grow up to be righteous.
May you grow up to be true.
May you always know the truth and see the light surrounding you.
May you always be courageous, stand up right and be strong.
May you stay Forever Young.

Forever Young. Forever Young.
May you stay Forever Young.

May your hands always be busy.
May your feet always be swift.
May you have a strong foundation when the winds of changes shift.
May your heart always be joyful, may your song always be sung.
May you stay Forever Young.

Forever Young. Written and performed by Bob Dylan, 1973

Das Ideal des selbstbewußten Untertanen

Die Vorschläge zur Gewaltbekämpfung, die diese Sorte von Sozialwissenschaften vorlegt, folgen zwar nicht immer ihren eigenen Befunden. Dennoch sind sie äußerst folgerichtig: Denn sie setzen den bereits vor der Untersuchung feststehenden Standpunkt, daß „Jugendgewalt" eine Ordnungsstörung darstellt, in Konsequenzen um. So verweisen beispielsweise J. Mansel und K. Hurrelmann darauf, daß „nicht alle im Bereich der schulischen Interaktion als Gewalttaten identifizier- und definierbare Aktionen notwendig (!) Gegenstand des Strafrechts sein müssen und nur mit Mitteln des Strafrechts bekämpft werden können."[7] So eine Auskunft muß man erstens als Beleg dafür nehmen, daß hier Wissenschaft als Erwägung von Rechtsfragen betrieben wird. Nur deswegen kommt den Autoren der Rekurs auf das Strafrecht als – selbstverständlich nur ein und gar nicht einmal das wichtigste – „Mittel zur Bekämpfung" von „Jugendgewalt" auch so locker über die Lippen. Theoretisch gesehen lebt dieser Hinweis von einer Verwechslung: Wenn nämlich ein „*Täter*" eingesperrt wird, dann ist das „*Delikt*" mitsamt seinen *Ursachen* gerade nicht bekämpft. Es sei denn, man unterstellt, daß die Ursachen der Tat sowieso ausschließlich im „Täter" selbst liegen: als anlagen- oder als umweltbedingte Disposition. Wenn man das unterstellt, dann ist in der Tat jede Kritik eines Willens unmöglich. Dann muß man gleich die Disposition treffen. Wie trifft man die Disposition? Indem man den Willen *bricht*, den es dann nicht als die bewußte Äußerung eines verständigen Subjekts mit falschen Ansichten, sondern als Ausdruck von Innen- oder Außenlenkungen gibt: Strafe statt Überzeugungsarbeit![8] Nebenbei sei festgehalten, daß man dabei gegen „Gewalttäter" selbst zum Mittel der (staatlichen) Gewalt greift und damit den Tätern einmal mehr *recht* gibt: Wer über die effektivsten Gewaltmittel verfügt, der kann sich durchsetzen!, ist dann deren gar nicht neue Erfahrung.

Praktisch *rächt* sich der theoretische Fehler schnell, denn wo die Ursachen nicht aus der Welt geschafft sind, wirken sie bekanntlich weiter und bringen die nächsten Täter hervor. Die Fortsetzung lautet dann: Mehr einsperren, schneller und länger einsperren, Verschärfung des Jugendstrafrechts usw. Aus einer korrekten theoretischen Analyse folgt allein, daß *Ursachen* bekämpft werden müssen, damit dem rohen Treiben ein

Ende gemacht wird. Aus dem Rechtsstandpunkt folgt dagegen, daß Täter bestraft gehören und damit dem *Recht* Genüge getan wird. Und beides sollte man nicht gleichsetzen.

Doch zurück zur Diskrepanztheorie. Aus ihr müßten eigentlich folgende Schlüsse gezogen werden: Es muß alles dafür getan werden, damit die Jugendlichen ihre *Ansprüche verwirklichen* können. Die Schule muß ordentlich ausbilden und die Berufswelt Lehrstellen, Arbeitsplätze und ein vernünftiges Einkommen bereitstellen. Und schließlich brauchen die Erzieher selbst eine Erziehung, damit sie aufs Prügeln verzichten. Nichts davon ist in der Studie zu lesen. Ihre Schlußfolgerung lautet vielmehr: Es müssen „teilweise übersteigerte (!) Ansprüche und Erwartungen auf ein realistisches Maß zurückgeschraubt (!) werden". Jugendliche müssen erkennen, daß „alles was möglich erscheint, nicht immer tatsächlich möglich ist". Über das Erkennen „struktureller Barrieren (!)" können „vorprogrammierte Enttäuschungen bereits im Vorfeld verhindert werden".[9] Festzuhalten ist, daß diese Konsequenzen nicht einmal zu dieser Diskrepanz-Analyse selbst passen. Aus der Feststellung einer *Diskrepanz* zwischen Ansprüchen und ihrer Realisierung wird plötzlich etwas ganz anderes, nämlich eine Anspruchs*kritik*. Für die hätte es aber den ganzen Vergleich mit den Verwirklichungsbedingungen nicht gebraucht. Wer Ansprüche für überzogen hält, der untersucht nicht fehlende Realisierungsmöglichkeiten, sondern kritisiert gemeinsam mit „der Wirklichkeit" die Ansprüche gleich als unrealistisch.

You might not like it but I've got to tell you
Gotta tell you
You'd better make way for the young folks
Oh, yeah yeah yeah yeah

They're marching with signs
They're standing in lines (yeah)
Protesting your right to turn out the light
In their lives

Here's the deal
Accept it if you will
They're coming on strong
It's their time to live
My old friend I thought you knew by now
You gotta make way for the young folks
Oh, yeah yeah yeah yeah

The Young Folks. Lyrics: H. Gordy/A. Story, performed by The Supremes 1967

Dennoch *paßt* dieser Schluß zum Anliegen der Studie. In der Konsequenz kommt nämlich der *Ordnungsstandpunkt* wieder rein zum Ausdruck, dem sich die Studie verschrieben hat. Die Schlußempfehlungen könnten denn auch ebenso aus einer Kohl-, Schäuble- oder Stoiber-Rede stammen: „Die deutsche Jugend ist verwöhnt. Sie will viel zu viel. Erziehung zur Bescheidenheit ist angesagt, denn an den ‚strukturellen Barrieren' – dem Markt, den Standortproblemen, der Globalisierung – kommen wir alle nicht vorbei." Bei der Durchsetzung dieses Angriffs auf die „verwöhnte Jugend" ist dabei vor allem die Schule gefragt. Im Text lesen wir: In der Schule muß den Schülern „die Möglichkeit gegeben werden, das was sie in der Schule erlernen, nicht mehr als oktroyiert zu verstehen (!), sondern als etwas, was sie selbst lernen wollen". Also: In der Schule muß mehr auf Werte geachtet werden. Zum Beispiel braucht die Jugend *Pflichtgefühl*. Genau das wird angesprochen, wenn in der Studie empfohlen wird, daß die Schüler den „Oktroy" als eigenen Entschluß begreifen, die Pflicht aus Neigung befolgen sollen. Das kennt man aus dem Konzept „Mut zur Erziehung"[10]: Da jede Pflicht doch ohnehin immer nur zum Besten der Schüler verordnet wird, hat sie von ihnen aus innerem Antrieb freudig erfüllt zu werden! Erwünscht ist also *demokratisches* Pflichtbewußtsein: Der Polizist steht nicht eingriffsbereit *hinter* dem Bürger, sondern hat sich als Rechtsgefühl und Moral *im* Bürger selbst eingenistet.

Die Logik dieser Schlußfolgerung ist so brutal wie der Gegenstand, dem sich die Studie widmet: Wenn Gewaltbereitschaft der Jugend irgendwie mit einer Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität zu tun hat, dann hat die Erziehung die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß sich Jugendliche gleich alle Ansprüche abschminken. Dann können sie an ihnen auch nicht scheitern. Am besten ist es, sie *wollen* immer nur das, was sie *bekommen*, dann können sie ihre Heimat auch dafür loben, daß sie immer *bekommen*, was sie *wollen*. Nie werden sie so bei Realisierung von Ansprüchen scheitern! Und falls sie immer noch gewalttätig werden, dann gibt es auch noch das Strafrecht. Ausgemalt wird hier das politische Ideal des Untertanen, und zwar des selbstbewußten, der zu allem, was mit ihm angestellt wird, sich seine eigenen Gründe zurechtlegt und sich zudem den Standpunkt leistet, daß dies angesichts der nicht existierenden Sachzwänge („strukturelle Barrieren") letztlich schon in Ordnung geht.

Was hat es nun tatsächlich mit der sogenannten Jugendgewalt auf sich? Gehen wir einige Abteilungen dieser famosen Jugend durch.

Skinheads: Private Ausländerfeindlichkeit

Es mag statistisch zutreffen, daß sich Skinheads mehrheitlich aus den Reihen arbeitsloser Jugendlicher rekrutieren. Doch wird niemand aus Ärger darüber, daß er keine Lehrstelle bekommen hat oder arbeitslos gemacht worden ist, rechtsradikaler Ausländerfeind. Ein Ärger darüber – der hat übrigens wieder einen bestimmten Inhalt und ist keine leere Aggressivität – richtet sich nie einfach so gegen Ausländer. Wer wirklich den Frust über die sozialen Zustände gegen die *Verursacher* wenden will, dem fallen zunächst einmal *inländische* Fabrikbesitzer ein; und natürlich eine *inländische* Politik von Kohl bis Schröder, die ebenfalls sehr dafür ist, daß nur Arbeitsplätze und Lehrstellen eingerichtet werden, die sich wirtschaftlich lohnen. Wer dagegen auf *Ausländer* als Schuldige an nationaler Massenarbeitslosigkeit verfällt, den treibt etwas völlig anderes als der Protest gegen soziale Verelendung. Der interessiert sich für die Ursachen von Entlassungen und Armut nicht, sondern will nur seinen *nationalistischen Standpunkt* zu einem *nationalen* Problem kundtun. Nichts als das treibt ihn. Sonst fiele er nicht über Leute her, die in derselben oder in einer noch schlimmeren Lage stecken als er.

Wie kommt man zu diesem Standpunkt? Ganz einfach: So jemand hat aus dem Umstand, daß er zu einem Deutschen gemacht worden ist – übrigens ohne je gefragt worden zu sein –, den Schluß gezogen, es als Deutscher deswegen auch ziemlich gut getroffen zu haben. Mehr braucht es nicht für den Bürgernationalismus als die unerschütterliche Überzeugung: deutsch – im Prinzip – guttt! Wenn er diese Überzeugung beherzigt, dann fällt ihm automatisch bei allem, was bei ihm und in Deutschland nicht so läuft, wie er es vielleicht gern hätte, sofort ein, daß dies unmöglich an etwas Deutschem liegen kann, denn: deutsch guttt! Mit der Umkehrung dieses nationalistischen Urteils wird er sofort fündig: Also kann alles Ungute in Deutschland – dazu fällt ihm ein, was auch dem Innenminister einfällt: Kriminalität, Drogenszene, Arbeitslosigkeit

usw. – auch nur von Ausländern und dem Ausland kommen. Fertig ist sein Befund!

Und wenn dieser Befund von der *herrschenden Ausländerpolitik* bestätigt wird, die diese Ausländer abschiebt und sie nur noch in politisch begründeten Ausnahmefällen hereinläßt, dann weiß er sich mit seinem nationalistischen Befund politisch *ins Recht* gesetzt. Gerade aus der Übereinstimmung mit der aktuellen Ausländerpolitik der letzten Jahre leitet er auch seine *Kritik* an ihr ab. Er moniert eine angeblich *fehlende Konsequenz* im Programm „Ausländer raus!" Bis dahin unterscheidet er sich übrigens noch nicht von jedem deutschen Stammtisch oder Kaffeekränzchen. Erst wenn er aus seinem nationalistischen Standpunkt, den er als einen von *höchster Stelle beglaubigten* erfahren hat, ableitet, daß der Politik Dampf gemacht werden muß, dann zeigt er schon mal mit praktischen Demonstrationen, wie für ihn konsequente Ausländerpolitik aussieht. Der Einsatz des Baseballschlägers oder des Molotowcocktails sind ihm dafür passende Gewaltmittel, weil Ausländer eben nicht von selbst gehen. Daß es im Umgang mit Ausländern dringend des Einsatzes von Gewalt braucht, das entnimmt er im übrigen auch der demokratischen Ausländerpolitik.

Das ist die Erklärung des Skinheads. Was daraus folgt, liegt auf dem Tisch. Die Kritik des jugendlichen Glatzkopfs ist ohne die Kritik nationaler Ausländerpolitik und der nationalistischen Menschensortierung nach In- und Ausländern, die jeder Ausländerpolitik zugrunde liegt, nicht zu haben. Wer den Skin mit juristischen Instrumenten aus dem Verkehr zieht oder ihm mit sozialpädagogischen Konzepten wie etwa der „akzeptierenden Jugendarbeit" ein weniger auffälliges Verhalten nahelegt, der produziert unauffällige DVU-Wähler und läßt den „Sumpf", aus dem sich diese Variante von Nationalismus täglich neu speist, unberührt.

Hooligans: Radikalisierter Lokalpatriotismus

Schon der Fußballfan ist etwas anderes als der Freund eines gepflegten Fußballspiels. Schon er ist Anhänger eines Vereins, in der Regel des Vereins jener Stadt, in das ihn seine eigene Mobilität oder die seines Erzeugers verschlagen hat. Sie heißt dann Heimatstadt und geht ziemlich in Ordnung, weil es der Mensch auf Dauer schwer aushält, wenn auch noch die Umgebung jener Stätte, in der er seine Brötchen verdienen muß, das Allerletzte ist. Neben dem Fußballverein besorgen diese Affinität zwischen Mensch und Heimatstadt zum Beispiel die Erinnerung an die dort verlebte Jugend, gleichgültig wie hart oder leicht sie war, daß er die Stadt wie seine Westentasche kennt, und der Umstand, daß er sich – was bleibt ihm auch anderes übrig – privat in ihr eingerichtet hat. Hier hat er Nachbarn – die er sich nicht ausgesucht hat; hier hat er einen Stammtisch – den er zum Ablassen des angesammelten Dampfes braucht; hier hat er Schulden, hier muß er Steuern zahlen, hier steht das für ihn zuständige Arbeitsamt usw.

Dafür, daß sein Beschluß, er will sich in „seiner Stadt" auf Biegen und Brechen wohl fühlen, aufgeht, hat nun auch sein Heimatverein nicht mit seinem Fußballspiel, sondern mit seinen *Siegen* beizutragen. Das ist der Club dem Lokalpatriotismus des Fans schuldig. Ab sofort hat er als überzeugter Münchner Ansprüche auf Siege von Bayern oder 1860 München. Der Erfolg seines Heimatvereins ist dann ein bißchen wie sein eigener. Diesen Siegen entnimmt er eine Art ideeller Gratisentlohnung, die ihn für die Wechselfälle des Lebens entschädigt, die ihm seine Heimatstadt ansonsten bietet. Auch Stolz stellt sich ein, wenn „sein Verein" mit Siegen Ehre für die Heimatstadt einlegt, der er angehört – ebenso wie 500.000 andere Mitbürger, unter denen sich bekanntlich alle wiederfinden, die ihm in dieser seiner Heimat ansonsten das Leben schwer machen.

Die *Fanatiker* unter den Fans machen sich nun von den Siegen ihres Vereins gar nicht erst abhängig. Der Genuß des Erfolgs „ihrer Sache" *hat* sich einzustellen, erst recht, wenn der Verein einfach nicht siegt. Wenn sich dieses Erfolgserlebnis nicht auf dem Rasen einstellen will, auf das er meint als Bremer, Münchner oder Dortmunder eine Art *Anrecht* zu haben, dann ist er sauer, selbst wenn der Gegner ein „Klassespiel" hingelegt hat. Und dann finden sich schnell Fans, die den Erfolg des Vereins auf dem Platz nicht mehr nur von der Tribüne aus mit Anfeuerungsrufen befördern wollen, sondern ihn als *ihre Sache* begreifen und selbst *in die Hand* nehmen, wo sie doch ein Recht auf den Erfolg ihres Vereins haben. Das ist die Geburtsstunde des Hooligans: Dann sind die Fans des Konkurrenzvereins dran oder beim Auswärtsspiel schon mal die halbe Innenstadt. Ihre Randale ist dann bereits ihr Sieg, den sie nun ganz getrennt vom Rasenereignis, aber immer noch dem Verein verbunden, genießen. Und auch für ihre Randale gibt es Vorbilder, denn so wie sie die gegnerischen Fans jagen, so werden sie von den Ordnungshütern durch die Stadt gejagt und mißverstehen das auch noch als „Sport".

Das ist die Erklärung des Hooligans. Was daraus folgt, liegt auf dem Tisch. Die Kritik des Hooligans ist ohne die Kritik des – lokalen – Patriotismus, den er mit dem ordentlichen Fan teilt[11], mitsamt seinen politischen und pädagogischen Agenturen, nicht zu haben. Wer den Hooligan mit polizeilichen Mitteln und Fan-Projekten ruhig stellen will, der will ihm nur die Kalkulation aufmachen, daß er sich mehr Schaden als Vergnügen einhandelt, wenn er Krawall macht. Weder ist damit dieses elende Bedürfnis, sich in fremden Siegen zu sonnen und sein eigenes Leben damit zu bekränzen, noch der praktische Stand-

please introduce yourself
let's shock the world with what we know
squeeze the world
'til it's small enough to join us heel to toe
(heel to toe)

international bright young thing
now you know for sure that you make the world swing
international bright young thing
make it swing

high in the air between here and there
somewhere anywhere (anywhere but here)
i feel that i'm always home and i'm
never alone (??)

International Bright Young Thing. Lyrics Mike Edwards, performed by Jesus Jones, 1990

punkt angegriffen, daß mit dem Spiel des Vereins die Ehre der Stadt oder gar der ganzen Region auf dem Spiel steht. Und schon gar nicht ist das politische Interesse kritisiert, das beide Fehler für sich brauchen kann und deswegen entsprechend anstachelt – siehe dazu die letzte Fußballweltmeisterschaft.[12]

Schülergewalt: Coole Typen und der Kult des Selbstbewußtseins[13]

Zuletzt jene Abteilung von „Jugendgewalt", die scheinbar grundlos ist. In und außerhalb der Schule schlagen Jugendliche andere zusammen, quälen sie, haben Vergnügen daran und hören sogar manchmal nicht einmal dann auf, wenn das Opfer erkennbare Schmerzen leidet. Die Verprügelten haben ihnen dabei „nichts getan", wie es so heißt – als ob das schon die Rechtfertigung für das Schlägern wäre. Das tut aber nichts zur Sache, denn die Schläger finden sich „echt cool", wenn sie irgendjemanden verwamsen und geben auf Befragen zu Protokoll, daß sie sich dabei so richtig mächtig und respektiert fühlen. („Ich wollte auch mal mächtig sein!"[14])

Was sie dabei zur Anwendung bringen, das haben sie von den Erwachsenen zu Hause und in der Schule, im Fernsehen und auf der Straße gelernt. Jedermann, erfahren sie, hat hierzulande das *Recht auf Erfolg und Anerkennung*. Und überall kommt es dabei nur darauf an, sich gegen andere durchzusetzen. Überall gilt man nur etwas, wenn man sich in der Konkurrenz behauptet und dadurch andere als Verlierer hinter sich läßt. Diese, die Verlierer, sind dann die Nieten und haben selbst schuld an ihrer Niederlage, weil es ihnen an Persönlichkeitsmerkmalen wie Durchsetzungsfähigkeit und Ausstrahlung fehlt. So lernen sie es in der Familie und so bringt es ihnen die Schule bei, die ständig – kontrafaktisch – behauptet, ihre schlechten Noten lägen an ihrer Faulheit.[15] Ganz besonders wichtig auf dem Weg zum Erfolg soll ein ordentliches *Selbstbewußtsein* bzw. Selbstwertgefühl sein, das andere dann verschüchtert bewundern, wenn man es nur ordentlich zur Schau trägt. Folglich hat man sich beizeiten als Person selbstbewußt und respekterheischend auszustaffieren und aufzuführen.

Und wenn nun das Leben in der Schule oder im Beruf diesen Ansprüchen auf Erfolg und Anerkennung so gar nicht entsprechen will, wenn sogar umgekehrt die Kids merken, daß in Schule, Familie und Lehre ihrer erlernten Einbildung, das Leben sei eine einzige Gelegenheit für coole Siegertypen, wie sie es sind, gar nicht oder nicht hinreichend oder nicht auf ihrem Felde Rechnung getragen wird, dann kann es schon passieren, daß sie die Einlösung des allseits verkündeten Rechts auf Erfolg selbst in die Hand nehmen. Dies machen sie ganz getrennt von den Konkurrenzveranstaltungen, die sie in der Schule und auf dem Markt vorfinden. Niete will man nicht sein. Folglich verschafft man sich zur Pflege seines Selbstbewußtseins seine eigenen Erfolgserlebnisse.

Das beginnt in der Regel ganz „harmlos" mit der gewöhnlichen *Angeberei*, also damit, daß die Kids sich mit erfundenen oder wirklich zugelegten Eigenschaften, Erfolgen oder Attributen brüsten, nur um als „besser", „schöner", „reicher", „stärker", „erfolgreicher" *dazustehen*. Der *Punk* ist eine Spezies davon: Dem kommt es darauf an, sich als *besondere Individualität* vom Rest der Menschheit ausgerechnet dadurch abzuheben, daß er sich auffällige *äußerliche* Attribute wie grün gefärbte Haare oder die Verunstaltung des Gesichts mit Eisenwaren zulegt und auf Bürgerschreck macht. Diese peinlichen Veranstaltungen – sie erschrecken inzwischen längst keinen Bürger mehr, sondern sind als Mode adaptiert geworden –, in denen Jugendliche ihre ganze Identität nur über eine äußerliche Abweichung von der Norm definieren, setzen sich fort im rohen sexistischen Sprachgebrauch, in denen Kinder mit Obszönitäten um sich werfen, weil sie wissen, daß dies ungehörig, weil „schweinisch" ist. Und das endet darin, daß sie ihren Wunsch nach Anerkennung nicht mehr davon *abhängig* machen, daß jemand ihre Albernheiten auch noch „geil" findet. Sie *erzwingen* vielmehr die Anerkennung und genießen sich selbst als Siegertypen, indem sie andere zu Verlierern *machen* – egal wen. Und immer sind auch die Mädchen auf ihre Weise dabei: Entweder aktiv mit der Angabe, mit diesem und jenem bereits etwas „gehabt" zu haben, mit der Klamottenkonkurrenz, mit der schmachtenden Anhimmelung jener „coolen" Typen, die sich „nichts gefallen lassen". Oder sie schlägern gleich selbst mit, weil ihnen die männliche Variante dieses Selbstwertkultes gefällt. Dafür organisieren Kids dann ihre eigenen Konkurrenz-„Spielchen", machen sich eigene Regeln, bei denen nur sie gewinnen – wenigstens solange sie nicht an diejenigen geraten, die die gesellschaftlich durchgesetzten Regeln verkörpern.[16] Und da die Kids über keine der sonst in der Gesellschaft üblichen Mittel verfügen, sich Überlegenheit zu sichern, weder gute Schulnoten haben noch über Geld oder Macht verfügen, setzen sie auch schon einmal das einzige Mittel ein, das sie sonst haben, ihre Natur, ihre Körperkraft. Das kennen sie aus dem Wirtshaus, wo die Vergleichereien der Erwachsenen – Saufen, „Weiber", „Typen", Autos usw. – schnell als Ehrfragen behandelt werden und bei den Männern ziemlich regelmäßig in eine Schlägerei münden.

Das ist die Erklärung dieser angeblich grundlosen Spezies von Schülergewalt. Auch hier liegt auf dem Tisch, was daraus folgt. Zu kritisieren ist die falsche Erklärung der Siege und Niederlagen, die diese Gesellschaft ihren Menschen bereitet. Es ist die Lüge anzugreifen, daß es an der jeweiligen Person hängt, was aus ihr wird, und daß man sich nur als cooler und selbstbewußter Erfolgstyp zu präsentieren hat, wenn man zu den Siegern gehören will. Wer allerdings nur diese Jugendlichen, die mit dem Besitz von Waffen angeben, sie gelegentlich einsetzen und schon mal den Lehrer bedrohen, für das Problem hält, aber an den angeberischen Ritualen der Erwachsenen, an den Selbstdarstellungskunststücken von Erfolgsmenschen und an den brutalen Inszenierungen von Überlegenheit der Eltern – sei es in der Kneipe, in der Familie oder im Beruf – nichts auszusetzen hat, nur weil nicht gleich Blut fließt, hat auch von den Kids nichts begriffen. Will man an den Kern der Sache heran, dann helfen keine meditativen Ruhe-Therapien oder Toberäume, weder kooperatives Lernen noch das Kontakttelefon. Dann geht es nicht ab ohne einen Frontalangriff auf das durchgesetzte Selbstbewußtsein des bürgerlichen Subjekts, das sich selbst fälschlicherweise zur wichtigsten Ursache seines eigenen Erfolgs erklärt.

Schluß

Zwischen all diesen Formen jugendlicher Grobheit gibt es Übergänge und Überschneidungen, die ich nicht erläutern will. Die Gemeinsamkeit zwischen ihnen erklärt sich jedoch nicht aus der Anwendung von Gewalt. Sie betrifft nicht das von ihnen eingesetzte Mittel, sondern ihr Anliegen. Sie erweisen sich nämlich als selbstbewußte „Produkte" einer Gesellschaft, die all ihren Bürgern nicht nur so manches *Päckchen* zum Tragen aufbürdet, sondern auch für ein Arsenal an *Fehldeutungen* sorgt, mittels derer der Mensch seinen geistigen und praktischen Frieden mit seiner Heimat machen kann. Das trifft die große Mehrheit dieser Gesellschaft. In ihr gibt es aber immer wieder welche – Frauen und Männer, Alte und Junge; letztere werden

der Abteilung „Jugendgewalt“ zugeschlagen –, die es nicht dabei belassen, nur über Ausländer zu *mosern*, dem Heimatverein nur *zuzujubeln* oder mit der neuen Lederjacke bei Schulkameraden nur um Anerkennung zu *werben*. Sie nehmen sich als Heranwachsende die Freiheit, für den Erfolg ihrer Anliegen, die in ihrer eingebildeten Besonderheit als *junger Deutscher*, *Vereinsfan* oder *überlegener, „cooler“ Schüler* liegen, wie für ein ihnen zustehendes *Recht* einzutreten. Sie betrachten das ausländerfreie Deutschland, den Erfolg ihres Vereins und die Hofierung ihrer Person als ihr Recht, das ihnen hierzulande auf jeden Fall als Deutscher, als Münchner oder überhaupt als Person zusteht. Dieser Rechtsstandpunkt ist es, der sie praktisch und nicht selten gewalttätig werden läßt: Dann nehmen sie die Befreiung Deutschlands von „Kanakern“, den Sieg ihres Heimatvereins oder die Anerkennung durch andere in die eigenen Hände und stellen sie her.

Recht, das scheinen sie zu ahnen, ist mehr als *Interesse*. Es ist das *unbedingt gültige Interesse*, das deswegen auch die Gewalt für sich einsetzen darf. Das kennen sie vom einzig gültigen Recht, mit dem der Staat seine Belange gegen sie durchsetzt. Wenn sie sich nun dasselbe herausnehmen, haben sie offensichtlich etwas mißverstanden. Sie geraten auch prompt in Gegensatz zu ihrem Lehrmeister, dem Staat, der sich als einziger über die Unverletzlichkeit von Person und Eigentum hinwegzusetzen darf, produzieren dabei jede Menge Ordnungsstörungen, werden verurteilt und eingesperrt. Dabei ist ihr allseits auf Empörung stoßendes Tun weder ein *Aufstand gegen* diese Gesellschaft noch ein Zeichen des *Versagens* dieser Gesellschaft. Diese Kinder und Jugendlichen sind vielmehr gelehrige Schüler von lauter Prinzipien, die zum notwendigen Regelwerk dieser Gesellschaft gehören, die die demokratische Marktwirtschaft *braucht*, nach denen diese Gesellschaft also *funktioniert;* und zwar so erfolgreich funktioniert, daß sie es sich heute leistet, der Jugend die Alternative aufzumachen, sich entweder unterzuordnen oder *in* der Gesellschaft *von ihr* – und damit von allen in ihr erlaubten Formen der Unterhaltssicherung – ausgeschlossen zu werden. Und weit und breit ist keine Kraft zu sehen, die sie daran hindert. Sozialpädagogen und Sozialarbeiter mögen das anders sehen. Doch geben sie gerade mit ihrem monotonen Ruf nach „Hilfen für die Praxis“ nur eines zu verstehen: Daß sie nämlich allen Grund hätten, sich die Frage vorzulegen, ob nicht die Unzufriedenheit über ihre Praxis weniger auf einen *Mangel an Rezepten* als vielmehr auf *Defizite in der Beurteilung* der Lage verweist, mit deren Verwaltung sie beauftragt sind. ■

Freerk HUISKEN ist Professor für Pädagogik an der Universität Bremen.

Anmerkungen

1 J. Mansel, Außen- und innengerichtete Formen der Problemverarbeitung Jugendlicher, in: Gewaltige Aggression, München 1998 (Tagungsbericht).

2 A.a.O., S.11.

3 Deswegen ist Gewalt auch keine „semantisch unbestimmte“ Sache, wie Mansel/Hurrelmann sagen. Was allein „unbestimmt“ ist, das ist die von der *jeweiligen Herrschaft* und der Ausgestaltung ihres Gewaltmonopols abhängige Entscheidung, was zur *legalen* und was zur *illegalen* Gewalt erklärt wird. Aber weil das staatliche Gewaltmonopol hierzulande dies klar festgelegt hat, hat J. Mansel auch überhaupt keine Schwierigkeiten, diese „semantische“ Hürde zu überwinden und Hooligans, Skins etc. getreu staatlich vorgegebener Kriterien als „Gewalttäter“ zu identifizieren, die *staatlich legitimierten Gewalttäter* dagegen von seiner Untersuchung auszunehmen. Von wegen „semantisch uneindeutige Gewalt“!

4 Wie bei der Erklärung von Faschismus: Wie war das nur möglich?, lautet die Frage, die zum Ausdruck bringen will, daß jede Erklärung, die für dieses Handeln Gründe findet, an der Sache vorbeigeht.

5 Übrigens wendet die Wissenschaft auch diesen Befund, die Gewalttäter sind Opfer ihrer Anlagen oder Umstände, nicht auf alle Gewalttäter an: Schon wieder gilt das weder für Polizeibeamte noch für Soldaten, weder für die GSG 9 noch für Abschiebungsvollstrecker. Da wird nicht gefragt, ob in der Kindheit irgend etwas schief gelaufen oder irgendeine Sozialisationsinstanz nicht funktioniert hat. Da gilt als selbstverständlich, daß sie für ihr Tun Gründe besitzen, die sie kennen und bewußt exekutieren. Warum? Weil ihre Gründe gesellschaftlich anerkannt und gültige sind, sind sie welche und kein Mensch kommt auf die Idee, den Chef einer Polizeibehörde oder den Verteidigungsminister mit einem Sandsack in einem Keller einzusperren, damit sie dort ihre Aggressivität abreagieren.

6 J. Mansel, S. 11.

7 Mansel/Hurrelmann, Gewalt in der Schule, in: J. Spreiter, Waffenstillstand im Klassenzimmer, Weinheim, Basel 1993, S. 21.

8 Meine Untersuchung folgt, weiß J. Mansel, einem rein „kognitivistischen Ansatz“. Natürlich, was denn sonst, schließlich werden erzogene Menschen und ihr bewußtes Handeln betrachtet und nicht Regenwürmer, Kaninchen oder Sumpfohreulen.

9 J. Mansel, S.25.

10 Vgl. F. Huisken, Jugendgewalt – Der Kult des Selbstbewußtseins und seine unerwünschten Früchtchen, Hamburg 1996, S. 121.

11 Während der Fußball-WM hat die deutsche Presse sorgfältig zwischen den „guten“ und den „bösen“ deutschen Fans sortiert. Die „guten“ haben „nur“ gebrüllt „Deutschland vor...“, weil Deutschland natürlich Weltmeister werden mußte. Die „bösen“ wollten deutsche Überlegenheit auf der Straße zeigen: Deutsche Fans sind jedem britischen oder französischen überlegen!

12 Vgl. dazu: Fußballweltmeisterschaft: Unschuldiges Sportereignis durch Gewalttätigkeiten überschattet, in: »GegenStandpunkt«, 3/98, S. 40.

13 Mein Buch zur „Jugendgewalt“ bezieht sich in erster Linie auf diese Jugendlichen.

14 So ein Jugendlicher, der andere beispiellos gequält hat, auf Befragen durch einen Jugendrichter in Bremen.

15 Dabei gibt es die „Nieten“ in der Schule nur, weil es der Schul*auftrag* ist, die Mehrheit des Nachwuchses so zu beurteilen, daß ihnen der Zugang zum höheren Schulwesen versagt wird. (Vgl. dazu: F. Huisken, Erziehung im Kapitalismus, Hamburg 1998).

16 Wie es in der Gesellschaft wirklich zugeht, erfahren sie dann sehr schnell. Daß die Welt nicht ihren Regeln folgt, daß ihre ganze „coolness“ eine praktizierte Form der *Verrückung* von Wirklichkeit ist und sie umgekehrt die Regeln der bürgerlichen Gesellschaft einzuhalten haben, die sie mehrheitlich nur als Verlierer vorgesehen hat, das muß den Kids beigebracht werden. Das bedeutet gerade nicht, es dabei zu belassen, ihnen eine Schadenskalkulation anzutragen – „Wenn ihr so weiter macht, landet ihr im Jugendknast!“ –, sondern das heißt, ihre Maßstäbe anzugreifen und ihre Einbildungen über die bürgerliche Welt zu kritisieren. Allein *das* ist die aus meiner Analyse folgende „Praxis“. Daß sie häufig gerade am Willen der Kids scheitert, die davon nichts hören wollen, ist richtig, taugt aber als Einwand wenig.

Warenform und Denkform*

Eine Einführung in den Grundgedanken Alfred Sohn-Rethels

Manfred DAHLMANN

Der Zugang, über den ich versuchen will, den Grundgedanken Sohn-Rethels auszudrücken, steckt in einem Zitat, das dessen einzigartige Stellung innerhalb des Marxismus zum Ausdruck bringt: „Wenn es dem Marxismus nicht gelingt, der zeitlosen Wahrheitstheorie der herrschenden naturwissenschaftlichen Erkenntnislehren den Boden zu entziehen, dann ist die Abdankung des Marxismus als Denkstandpunkt eine bloße Frage der Zeit."

Nur kurz verweisen will ich auf die historisch-empirische, also zeitanalytische Implikation: es wäre eine eigene Untersuchung wert, ob die Tatsache, daß heute der Marxismus von so gut wie keinem mehr als Denkstandpunkt vertreten wird, ihren tieferen Grund weniger in der Abdankung des Sowjetmarxismus hat, als vielmehr darin, daß es auch dem Marxismus, wie er etwa in der Kritischen Theorie Adornos vorliegt, nicht gelungen ist, „den herrschenden naturwissenschaftlichen Erkenntnislehren den Boden zu entziehen."

Es geht also um den Zusammenhang von Marxismus und Naturwissenschaft. Auch auf die Gefahr hin, unverschämt zu wirken: ich muß darum bitten, noch eine Weile zu warten, bis ich auf Sohn-Rethel zu sprechen kommen werde, wenn ich behaupte, daß alles, was man heutzutage unter Wissenschaftlichkeit versteht, vorkritisch ist – und dieses ‚vorkritisch' ist nur ein anderer Ausdruck für vorkantisch und dies ist wiederum nur ein anderer Ausdruck für das, was Kant dogmatisch genannt hat. Meine Behauptung also ist, daß Kant die heutzutage betriebene Wissenschaft als ‚unwahr' erwiesen hat, da sie den Schritt nicht mitgegangen ist, den dessen Erkenntnistheorie vollzogen hat. Darin ist eine weitere, vermessen wirkende Behauptung enthalten: nämlich die, daß alle Philosophien und Denkstandpunkte vor Kant von diesem unwiderleglich als falsch erwiesen worden sind. Zur Unterstützung für diese Vermessenheit kann ich mich zwar auf Kant selbst berufen, denn dieser läßt an keiner Stelle seines Werkes einen Zweifel daran, daß für ihn alle Philosophen und Denker vor ihm Dogmatiker waren, und er der erste, der diese Dogmatik überwunden hat. Aber wer nimmt schon eine solche Selbsteinschätzung eines Philosophen ernst; schließlich hat noch jeder Philosoph von sich behauptet, der größte zu sein – und, so behaupte ich: wer dies als Philosoph nicht von sich denkt, der hat seinen Beruf glatt verfehlt. Doch die Selbsteinschätzung Kants beruht, so ist nun zu zeigen, ausnahmsweise einmal nicht auf Selbstüberschätzung, sondern ist absolut berechtigt.

Kant und das Transzendentalsubjekt

Wenn ich behaupte, daß alle Wissenschaft, nicht nur soweit sie an den Hochschulen gelehrt wird, sondern auch in das Alltagsbewußtsein eingegangen ist, heute – mit einigen wenigen Ausnahmen – vorkritisch ist, dann behaupte ich also nichts Geringeres als daß die herrschende, wissenschaftliche Denkform, eine Denkform, die als ökonomische oder instrumentelle Rationalität den gesamten, so sagt man postmodern: gesellschaftlichen Diskurs dominiert, die Erkenntnisse mißachtet, die Kant gemacht hat, als er sich mit der Naturwissenschaft auseinandersetzte. Ich will nur kurz erläutern, woran man diesen Rückfall unmittelbar erkennt: wer auf der Basis der *Kritik der reinen Vernunft* Kants argumentiert, kann unmöglich behaupten, der Verweis auf empirische Daten könne irgendeinem Urteil auch nur den Anschein von Geltung geben. Oder umgekehrt: wer den Grundgedanken Kants begriffen hat, kann unmöglich behaupten, aus einer logisch korrekten Deduktion folge mit Notwendigkeit die Geltung eines Urteils. Diese Urteile haben seit Kant einen anderen Ort für ihre Geltung, für ihre Wahrheit also, als Logik oder Empirie. Und keinesfalls kann man seit Kant noch behaupten, verschiedene Urteile bezögen ihre Geltung halt aus verschiedenen Quellen: die Geltung moralischer Urteile etwa habe einen anderen Grund als die Geltung physikalischer Gesetze usw. Und erst recht nicht kann man die mittlerweile ebenfalls ins Alltagsbewußtsein übergegangene Behauptung vertreten, es gebe so etwas wie eine allgemeingültige Wahrheit nicht: Letzteres geht allein schon deshalb nicht, weil ein Urteil bestimmungsgemäß immer nur entweder wahr oder falsch sein kann. Wer dagegen behauptet, es gäbe keine allgemeingültige Wahrheit, der müßte, wäre er konsequent, deshalb auf die Abgabe eines jeden Urteils prinzipiell verzichten. Abgesehen davon, daß das Urteil, es gebe keine allgemeingültige Wahrheit, eklatant sich selbst widerspricht: einen solchen Menschen, einen Menschen also, der kein Urteil fällt, habe ich noch nie angetroffen, sondern nur solche, die über alles und jedes festgefügte Urteile zu fällen in der Lage waren. (Nebenbei: Dazu noch müßte er bestreiten, daß das Fallgesetz ausnahmslos für alle Körper gilt, daß zwei und zwei unter allen Umständen, in allen denkmöglichen Welten, wie Leibniz dies ausdrückt, vier ergibt, usw.) Um die Bedeutung hervorzuheben, die das Urteilsvermögen für unser alltägliches Leben hat, sei nur zu bedenken gegeben, daß der Mensch einige Wochen überleben kann, ohne zu essen, einige Tage, ohne zu trinken. Nicht eine Sekunde aber kann der Mensch ohne Urteilskraft existieren: Ohne das Urteil zum Beispiel, ein Mensch zu sein, wäre der Mensch das Tier, auf das ihn nicht nur die behavioristisch genannte Wissenschaft am liebsten ‚herunter' analysieren würde.

Um auch hier jedem Mißverständnis vorzubeugen: Wer auf der Basis von Kant, also erkenntniskritisch argumentiert, hat keinesfalls irgendeinen Stein der Weisen in der Hand. Im Gegenteil, Kant gibt keine Wahrheit vor, aus der sich umstandslos die Wirklichkeit dem Denken erschließen könnte. Das leisten zu können, behauptet allein der vorkritische, das heißt, der aristotelische

---

* Der Text ist die gekürzte Fassung eines Vortrags gehalten im November 1997 an der „Roten Ruhr-Uni" in Bochum.
Die Zwischenüberschriften stammen von der Redaktion.

Wahrheitsbegriff. Sondern Kant macht nichts anderes, als darzustellen, wie Urteile beschaffen sein müssen, damit sie den Anspruch, den ein jedes Urteil aus sich selbst heraus automatisch erhebt: nämlich geltendes Urteil zu sein, einlösen können. Kant will nicht mehr oder weniger, als den Ort benennen, aus dem diese Urteile ihre Geltungskraft gewinnen. Ist dieser Ort benannt, dann stellen sich alle Probleme erneut – allerdings vollkommen anders als vordem. Um nun Sohn-Rethel zu verstehen, kommt man um die Kenntnis dieses Ortes nicht herum. Deswegen also zunächst die Antwort auf die Frage, worin die originäre Erkenntnisleistung Kants besteht, eine Leistung, die ihn tatsächlich über alle Philosophen vor ihm – und bis zu Sohn-Rethel auch nach ihm –, erhebt.

Diese Erkenntnis Kants besteht in einem einzigen Gedanken, einem Gedanken, der zu seiner Darstellung eigentlich so wenig Platz gebraucht hätte, wie den, den Sohn-Rethel zur Darstellung seines Gedankens gebraucht hat, und der von seinen Mitmenschen – wie sich zeigt: bis heute – ebenfalls wie der von Sohn-Rethel nur äußerst selten wirklich begriffen worden ist.

Ich sage bewußt: *begriffen* – denn schwer verständlich ist der Grundgedanke Kants eigentlich nicht. Um sich dieses Verständnis zu erschließen, gibt es die verschiedensten Zugänge. Ich wähle hier den über Descartes. Dessen, wohl jedem, der sich auch nur am Rande mal mit Philosophie beschäftigt hat, bekannte Kernaussage: *ich denke, also bin ich*, hat wohl jeder schon mal gehört. Was Descartes damit meinte, ist jedem sofort verständlich: dieses Urteil könnte jeder fällen – ob er es als geltend akzeptiert oder nicht. Auch ein Römer hätte diesen Satz sofort verstanden – und ihn für einen originellen Scherz eines etwas abseitig veranlagten Philosophen aus der Akademie in der Nachfolge von Aristoteles gehalten, der ihn nichts weiter angehe. Unser heutiges Alltagsbewußtsein geht mit diesem Satz genauso um, wie der hier von mir konstruierte Römer: soviel hat jeder schon an Philosophie in sich, daß er weiß, daß mit diesem Satz nicht viel ‚Staat zu machen ist' – auch wenn er nicht so weit geht wie Sohn-Rethel, der diesen Satz kurz und knapp zu einem der größten Irrtümer der Menschheitsgeschichte erklärt.

Wenn man aber berücksichtigt, was die Absicht von Descartes war, als er diesen Satz aussprach, läßt sich sehr schnell ein Zugang zum Grundgedanken Kants finden. Denn Descartes wollte zeigen, daß aus der Gewißheit, mit der er von sich behauptet hat: *er denke*, sich ohne weitere Voraussetzung die Geltung auch aller anderen Urteile über die Natur, oder über die Welt als ganzes, erschließen ließe. Genau dies aber: aus einem einzigen, für absolut gewiß anerkannten Punkt heraus die Geltungskraft aller Urteile insgesamt erschließen zu *wollen*, hätte der oben erwähnte Römer, ja hätte selbst eine solche Geistesgröße wie Aristoteles absolut nicht verstanden.

Descartes Behauptung „Ich denke, also bin ich"

Die Zeitgenossen von Descartes, und die Philosophen nach ihm, verstanden dieses Bestreben des Descartes dagegen sehr gut. Zwar haben diese Philosophen schnell gemerkt, daß man aus dieser Behauptung Descartes tatsächlich alles Mögliche schließen kann; schnell gemerkt haben sie also, daß sich aus diesem Satz nichts anderes als die Beliebigkeit erschließt, mit der die Subjekte ihre Urteile über alles und jedes fällen, und daß also aus diesem Satz genau das nicht folgt, was Descartes intendierte: nämlich inwiefern die aus einem Ich heraus gefällten Urteile allgemeine Geltung beanspruchen können. Bemerkenswert für die Zeit seit Descartes bleibt jedoch, daß kein Aristoteles-Schüler – sagen wir mal: zweites Semester Philosophie –, erschien, der diesen Descartes auf die Regeln der Logik verwiesen hätte und so alt hätte aussehen lassen, wie dieser nie hätte werden können.

Nein, es kam Kant, und der sagte gut – dessen, daß ich existiere, bin ich mir gewiß. Das ist ein Urteil mit Anspruch auf Wahrheit. Daß zwei und zwei vier ist, ist auch gewiß – auch das also ein Urteil mit Anspruch auf Wahrheit. Daß ein Apfel zu Boden fällt und nicht nach oben, ein weiteres. Statt nun, wie es in der aristotelischen Metaphysik gemacht wird, diese Wahrheiten zu systematisieren und ihnen auf diesem Wege eine möglichst einheitliche Form zu geben, geht Kant anders vor: er akzeptiert der Form nach die Prämisse des Descartes: nämlich, daß die Wahrheit ihren Geltungsgrund nicht in verschiedenen Orten haben kann, sondern nur in einem einzigen Punkt. Wenn nun dieser Punkt nicht das Ich ist, nicht die Logik, nicht die Empirie, dann heißt es für Kant aber nun keineswegs, daß er nicht existiert, sondern zunächst einmal nur: daß er halt woanders liegen muß.

Jetzt kommt der entscheidende Schritt: Wenn ich diesen Punkt nirgendwo finde, *dann muß ich mir ihn halt denken*. Und so konstruiert Kant einen Ort, der die Bedingung der Möglichkeit darstellt, zu wahren Urteilen gelangen zu können – und nennt diesen Ort das Transzendentalsubjekt. Es ist dies also ein Subjekt, daß in allen Urteilen als existierend vorausgesetzt werden muß, damit ein Urteil Anspruch auf Geltung überhaupt erheben kann.

Meine Darstellung krankt an einem entscheidenden Punkt: es sieht so aus, als sei dieses Transzendentalsubjekt eine bloße Konstruktion von Kant. Aber das stimmt so nicht. Denn es ist absolut zwingend, seine Existenz vorauszusetzen. Warum dies so ist, erweist sich schlagend an der uneingeschränkten Allgemeingültigkeit der Naturgesetze: denn ein solches Gesetz kann nur gedacht werden, wenn man sich auf den Standpunkt eines Wesens begibt, das auch nicht ein Atom konkreter Gegenständlichkeit an sich hat. Es ist dies ein Wesen, daß nichts ist außer reiner Geltung. Ein Wesen, das sich dennoch nicht zu völliger Abstraktion verflüchtigt, ein Wesen also, das nicht die passive Konstruktion eines Philosophen darstellt, sondern genau umgekehrt: das in all seiner Abstraktheit in sich doch das Vermögen hat, aus sich heraus die verschiedensten Tatbestände unter ein einziges Urteil zu subsumieren, ein Wesen also, das, mit anderen Worten, ein synthetisierendes, tätiges Subjekt ist.

Damit, daß ich dieses Subjekt ein tätiges, eigentlich also ein nicht konstruiertes, sondern ein konstruierendes genannt habe, kann man schnell auf den Gedanken kommen, statt vom Transzendentalsubjekt, von Arbeit zu sprechen. Kann man, statt von so einem ‚leeren Abstraktum', wie dem Transzendentalsubjekt, zu reden, nicht direkt und unmittelbar von Arbeit sprechen, und hat man so nicht ein Subjekt vor sich, das in geradezu prototypischer Weise genau das tatsächlich leistet, was Kant dem Transzendentalsubjekt unterstellt? Das mag evident sein – ist es aber in gleicher Weise wie die Behauptung, auf die Descartes sich berufen hatte, und sie ist in gleicher Weise schlichtweg falsch. Um das zu zeigen, braucht man nur eine Bemerkung zu erwähnen, die der Mann, der als Kronzeuge für diese Sichtweise in Anspruch genommen wird, nur am Rande getan hat, der mit dieser Randbemerkung aber alles über diesen Fehlschluß gesagt hat, was dazu zu sagen ist. Dieser Mann heißt Karl Marx und der hat einmal gesagt, daß im Unterschied zur Biene der Mensch den Plan zum Bau seiner Wohnung zuvor im Kopf haben muß. Und damit kann die Arbeit schlichtweg nicht der Ort sein, aus dem heraus sich Arbeit und Denken zugleich konstitu-

ieren, nicht der Ort, aus dem sich letztlich die gesamte Mannigfaltigkeit aller Erscheinungen auf eine Synthesis bringt.

Mit dem letzten Begriff, dem der Synthesis, bewegen wir uns direkt im Zentrum des Kantschen Gedankens. Um nun dem unter Philosophen weit verbreiteten Mißverständnis entgegenzutreten, Kant habe den Ort der gesellschaftlichen Synthesis in ein bloß geistiges Reich verwiesen, füge ich jetzt noch hinzu, daß Sohn-Rethel sich berechtigt fühlt, die Kantsche Philosophie als Soziologie zu bezeichnen. Ich halte dies absolut nicht für falsch, gebe aber zu bedenken, daß hier das Mißverständnis aufkommen könnte, als habe Kant etwas mit der Wissenschaft zu tun, die sich heute Soziologie nennt. Daß Kant jedoch tatsächlich das Transzendentalsubjekt als gesellschaftliches denkt, geht allein schon daraus hervor, daß er über Recht und Staat, und vor allem über Ethik und Moral ziemlich viel geschrieben hat, und, auch wenn er sich dabei oft genug selbst widersprochen hat, dabei immer bemüht war, die von ihm über diese Bereiche ausgesprochenen Urteile als solche auszuweisen, die ihren letzten Grund eben in diesem Transzendentalsubjekt haben. (Jeder Kant-Kenner weiß, daß bei Kant diese Versuche nahezu allesamt schief gegangen sind. Aber das hat seinen Grund nicht im Transzendentalsubjekt selbst – sondern woanders. Auch darüber wird später noch mehr zu sagen sein.)

An dieser Stelle will ich der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß bis hier vor allem eines klar geworden ist: Über Staat, Recht und Ethik sollte man nach Kant nicht mehr so reden, als würden sich hier Orte auftun, aus denen heraus der Mensch zu einem gesellschaftlichen Wesen synthetisiert werden würde. Was Aristoteles über die Politik in der Antike sagt: daß es nämlich vor allem auf das tugendhafte Verhalten der Bürger ankomme, damit der Staat, also die Gemeinschaft der Bürger, überhaupt vernünftig existieren könne, mag zu seiner Zeit zugetroffen haben. Mit der Existenz der bürgerlichen Gesellschaft jedoch ist ein synthetisierender Ort gesetzt, der in den Tugenden oder auch im Staat gar nicht mehr zu finden ist, sondern der diese Bereiche *transzendiert*. Wer heute den Werteverfall beklagt, wer von einer abnehmenden Integrationskraft der Nationalstaaten unter den Bedingungen globaler Märkte oder sonstigem schwadroniert, beweist deshalb nur das eine: nämlich vom Ort, der die bürgerliche Gesellschaft tatsächlich synthetisiert, nichts wissen zu wollen.

Compay Segundo mit seiner Band. Foto: Maria Wölflingseder

Hegel und der Geist

Der Grundgedanke Sohn-Rethels ist unmittelbar an den Grundgedanken Kants angeschlossen. Dieser Umstand allein schon ist es, der vor allem die Marxisten, die sich in mühevoller Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus klar gemacht haben, daß man Marx nicht verstehen kann, wenn man Hegel nicht verstanden hat, eine äußerst reservierte Haltung einnehmen läßt, wenn man ihnen gegenüber auf Sohn-Rethel verweist. Für diese ist Kant seit Hegel ein mausetoter Hund, weit mehr noch als Hegel seit Marx. Mit anderen Worten: dieser Linkshegelianismus, und ich beziehe hier – ungeachtet aller Differenzierungen – auch so einen Denker wie Adorno bewußt mit ein, versteht unter dem *Fortschritt in der Philosophie* (so der Titel eines nur jedem zu empfehlenden Bändchens von Karl Heinz Haag) etwas anderes als Sohn-Rethel. Das im Hegelschen Sinne erfaßte Fortschreiten der Philosophie, das sich durch seine eigene Widersprüchlichkeit hindurch bis hin – wenigstens – zur Bedingung der Möglichkeit einer Selbstbewußtwerdung des Geistes im Menschen entfaltet, wird zwar auch von Sohn-Rethel nicht geleugnet. Doch wenn man die Geschichte der Philosophie komplett unter dieses Fortschreiten subsumiert: ich erinnere an das berühmte Wortspiel von Hegel mit dem Aufheben im dreifachen Sinne, dann geht, so meint Sohn-Rethel vollkommen zu recht, die zentrale Bedeutung des Gedankens Kants unter, eines Gedankens, der sich in seiner Qualität von allem Denken in der vorkantischen Philosophie unterscheidet.

Es ist dies ein Gedanke, auf dem Hegel, Marx und all die anderen berühmten Philosophen nach ihnen ihre Philosophien erst haben aufbauen können. Anders, und noch banaler, aber nichtsdestotrotz richtig: ohne Kant gäbe es Hegel, und ohne diesen, Marx nicht – das ist zwar auch das Credo des Linkshegelianismus, und dessen Wahrheit ist nicht zu bestreiten. Reduziert man aber die gesamte Philosophiegeschichte ohne weitere qualitative Differenzierung auf solch eine Kette, dann geht ein wichtiges Moment verloren. Verloren geht, was in dem Beispiel ausgedrückt werden kann, nach dem ohne die Erfindung des Motors es weder Autos, noch Flugzeuge, noch Elektromaschinen gäbe. Die Erfindung des Motors hat demnach offenbar eine andere Qualität als die Erfindung des Autos. Weniger noch als in diesem technizistischen Beispiel sollte also übersehen werden, daß der Übergang vom vorkritischen Denken zu Kant einen qualitativ ganz besonderen – um nicht die Phrase zu bemühen: revolutionären Sprung im Vergleich zu allen vorkantischen Philosophien darstellt. Einen Sprung natürlich, der vorbereitet wurde: aber Kant war der erste, dem es gelang, diesen Sprung zur Darstellung zu bringen und ihm einen Namen zu geben.

Sein Transzendentalsubjekt tritt an die Stelle Gottes: damit verrate ich natürlich nichts Neues. Jeder hat schon mal von der *kopernikanischen Wende* gehört, also davon, daß in der Neuzeit nicht Gott, sondern der Mensch sich ins Zentrum der Welt gestellt sieht. Doch damit ist der Unterschied dieses Transzendentalsubjekts zum vorkantischen Gott nicht erfaßt – sondern im Gegenteil, dieser Unterschied ist verfehlt, weil die entscheidende Veränderung, auf die diese Ersetzung verweist, damit nicht angesprochen ist. Worin nun liegt dieser qualitativ-besondere, ‚revolutionäre' Sprung?

Zunächst einmal: es gibt überhaupt kein Problem damit, sprachlich und logisch einwandfrei darzustellen, was man unter Gott zu verstehen hat. Aber nicht nur das: was unter einem naturwissenschaftlichen Gesetz, was unter Natur, unter Sprache, was unter einem x-beliebigen Begriff zu verstehen ist, kann man in einem, von mir aus: „herrschaftsfreien Diskurs", zwanglos ermitteln und man kann sich so seinen Mitmenschen verständlich machen. Sobald man dagegen anfängt, über dieses Transzendentalsubjekt zu reden, versagt diese Form sprachlicher Verständigung – und ich gebe unumwunden zu, bis hier darüber in einer Form gesprochen zu haben, die Adorno zum Beispiel so nicht hätte durchgehen lassen.

Dies hat einen ganz einfachen, aber nur schwer wirklich akzeptierbaren Grund: denn in genau dem Augenblick, in dem man über dieses Transzendentalsubjekt redet, hat man gegen den zentralen Inhalt, der in ihm ausgedrückt wird, unmittelbar auch schon verstoßen. Denn dieses Transzendentalsubjekt ist als etwas bestimmt, das für nichts zum Gegenstand werden kann: es ist schließlich der ‚Gegenstand', aus dem heraus Gegenstände ihre Gegenständlichkeit erst erlangen.

Ich will dazu nicht viele Worte verlieren – man kommt von hier aus allzu schnell vom Hundertsten ins Tausendste. Außerdem ist dieses Paradoxon, von der Existenz eines Gegenstandes reden zu müssen, der erst die Bedingung der Möglichkeit dafür ist, von ihm überhaupt reden zu können, natürlich, wie nahezu alles andere, längst vor Kant entdeckt worden. Entscheidend ist dagegen: Kant behauptet, daß man, um etwa Naturgesetze überhaupt entdecken zu können, die Existenz eines (allen Menschen gemeinsamen, aber nirgendwo sinnlich wahrnehmbaren) Subjektes voraussetzen muß, das fähig ist (oder in der Ausdrucksweise Kants: das das Vermögen hat), voneinander verschiedene Dinge in eins setzen zu können, oder anders (und ich weiß, daß ich mich beständig wiederhole, aber das ist bei der Zentralität und grundsätzlichen Bedeutung unvermeidbar): Kant unterstellt ein Subjekt, das das Vermögen hat, an sich Verschiedenes auf eine Synthese zu bringen.

Damit ist der zentrale Unterschied des kantischen zum vorkantischen Denken formuliert: Vorkritisches Denken ist analytisches Denken. Dieses analytische Denken findet einen Begriff, einen empirischen Sachverhalt, eine Wahrnehmung vor und zerlegt sie in ihre Einzelteile. Nach dieser Zerlegung macht es sich an ihre Resynthetisierung: es baut aus diesen Einzelteilen ein neues Ganzes. Das so konstruierte Neue erweist sich aber als ein gar nicht so Neues, als ein Neues also, das zum Ausgangsganzen hinzugetreten wäre: im Übergang von der Theorie (der Analyse) zur Praxis (der Resynthetisierung) wird nur das manifest, was latent in ihr immer schon, der Möglichkeit nach: Aristoteles spricht hier von Potenz, enthalten war.

Hieran schließe ich eine verwirrende Bemerkung an, eine Bemerkung, die jedoch für die Klärung des Umstandes bedeutsam ist, daß auch heute noch, das heißt auch nach der Entdeckung des Transzendentalsubjekts, also nach der totalen Subsumtion der Gesellschaft unter das Kapital, nahezu ausschließlich analytisch gedacht wird: Es gibt tatsächlich nichts unter dieser Sonne, das sich der aristotelischen Metaphysik verweigern würde, das heißt, sich nicht in analytischer Weise erfassen ließe. Ich füge hinzu: allein die aristotelische Metaphysik ist didaktisch vermittelbar – alles was auf unseren Schulen und Universitäten gelehrt wird, überall, wo mit dem Ziel unmittelbarer Verständigung diskutiert wird, taucht der Grundgedanke Kants nirgendwo auf. Kann es auch gar nicht: denn dieser verweigert sich jeder unmittelbar sprachlichen Darstellung und auch jeder pädagogisch didaktischen Veranstaltung, er ist nur indirekt, oder etwa in der dauernd gebrauchten Redewendung Kants von der Bedingung der Möglichkeit – oder aber, in Adornos Worten: nur negativ zu fassen.

Klärung des Verhältnisses von Marxismus und Wissenschaft

Argumentativ kann eigentlich nur auf eines hingewiesen werden: keine Systemtheorie, keine Wissenschaft, und die Wissenschaftstheorie erst recht nicht, können erklären, welchem Umstand sie ihren allgemeinen Geltungsanspruch verdanken. Auch deswegen hat für Sohn-Rethel die Klärung des Verhältnisses von Marxismus und Wissenschaft einen dermaßen herausragenden Stellenwert. Doch dieses Argument zielt allein auf die Redlichkeit des Gegners – die aber ist kein wirkliches Argument. Es muß einer Philosophie, die Reproduktion von Wirklichkeit im Denken sein will, auch gelingen, in dieser Wirklichkeit das Moment zu benennen, aus dem heraus eine Gesellschaft, von der behauptet wird, sie benötige für ihre Existenz das Transzendentalsubjekt, dennoch in ihrem Denken und Handeln auf ein Wissen darum verzichten kann. Marx hat zwar, am deutlichsten im Fetischkapitel, das den meisten Marxisten als ‚höchst mysteriös' gilt, versucht darzustellen, wie es der bürgerlichen Gesellschaft gelingt, sich reproduzieren zu können, ohne daß sie ein tatsächliches Bewußtsein von den Grundbedingungen ihrer Existenz nötig hätte, sondern im Gegenteil: sich gerade dieses Bewußtwerden vom Leibe halten muß, um sich überhaupt reproduzieren zu können. In diesem Punkt also kann man auf Marx zurückgreifen – doch dessen Darstellung hat ein Manko, das ihn als Berufungsinstanz in dieser Diskussion anscheinend disqualifiziert. Denn weder direkt noch indirekt wird von ihm etwas zu den Geltungsgründen seiner Darstellung gesagt. Und gerade deshalb, so lautet die zentrale These der Kritik Sohn-Rethels an Marx, konnte der Positivismus in den Marxismus Eingang finden, konnte der vorkritische Geist, trotz Hegel, eine den Marxismus als Denkstandpunkt destruierende Kraft entfalten.

Ich glaube, ich bin jetzt so weit, das Problem formulieren zu können, das Sohn-Rethel glaubt, lösen zu müssen: Entweder es gibt ein analytisches, wissenschaftlich korrektes Denken, das dem Kapital, es analysierend, gegenübertritt. Dann kann man den Marxismus als Denkstandpunkt von vornherein vergessen, denn dann ist mit dem Kapital nicht der Ort angesprochen, der die Gesellschaft als Ganzes, also im Denken und Handeln synthetisiert, sondern nur in einem Bereich, der außerhalb zumindest des korrekten Denkens steht. Man kann dann zwar durchaus noch von einer bürgerlichen Ideologie, die von der Wirkungsweise des Kapitals konstituiert werde, reden, also genau das tun, was die Marxisten seit Marx immer getan haben. Aber erkenntnistheoretisch hat man nur noch die Wahl, Kantianer zu werden, also einen abstrakten Ort im Jenseits von Denken und Kapital zu konstruieren, aus dem

sowohl das wissenschaftliche Denken als auch das Kapital seine Wahrheit bezieht, oder aber, und diese Wahl ist die sehr viel näherliegende: gleich zum Positivismus überzulaufen – so wie Lenin und in seiner Folge der wissenschaftliche Sozialismus es vorgeführt haben. Das ist das eine. Oder, und das ist das andere, und das ist das, was Sohn-Rethel will: man muß darstellen können, inwieweit das Kapital selbst es ist, das auch das wissenschaftliche Denken konstituiert. Das wiederum impliziert, darstellen zu können, inwieweit diese Wissenschaft, gegen all ihr analytisches Selbstverständnis, eine die Gesellschaft als kapitalistische synthetisierende Funktion besitzt.

Analytisches Denken ist ein Denken, das sich dem Satz der Identität bedingungslos unterwirft. Es unterwirft sich dem Zwang, einen jeden Gegenstand seines Denkens als sich selbst gleichbleibend zu denken. Ein Stuhl bleibt ein Stuhl, ein Gesetz ein Gesetz: ein Element ein Element, eine Menge eine Menge. Dieses Denken faßt Stuhl und Tisch zu einem sinnvoll definierten Oberbegriff: dem Möbel, zusammen, subsumiert das Gesetz zum Schutze der Jugend und das Tierschutzgesetz unter das Gesetz im allgemeinen, erfaßt die einzelnen Elemente als Menge. Über Möbel und Gesetze und Mengen gibt es eine Reihe weiterer Oberbegriffe, die dann, irgendwann, in einem gänzlich Allgemeinen aufgehen: nennen wir dies mal, schlecht heideggerianisch: das Sein.

Meine Behauptung ist dagegen: analytisches Denken unter den Bedingungen entwickelter kapitalistischer Synthesis ist immer ein anderes Denken als ein analysierendes Denken, das, wie etwa das aristotelische, auf einer anderen als kapitalistischen Synthesis beruht. Letztlich läuft diese Behauptung darauf hinaus, daß wir alle, die wir hier sitzen, vollkommen anders denken, als ein Römer je gedacht haben könnte – selbst und gerade dort, wo in den Worten, in den Formen und Inhalten unserer Kommunikation ein Unterschied empirisch gar nicht auszumachen ist. Verantwortlich dafür ist, daß wir, in unserem Alltagsbewußtsein, unter Identität etwas völlig anderes verstehen als etwa Aristoteles, und zwar genau das mit diesem Begriff verinnerlicht haben, was Hegel darunter versteht.

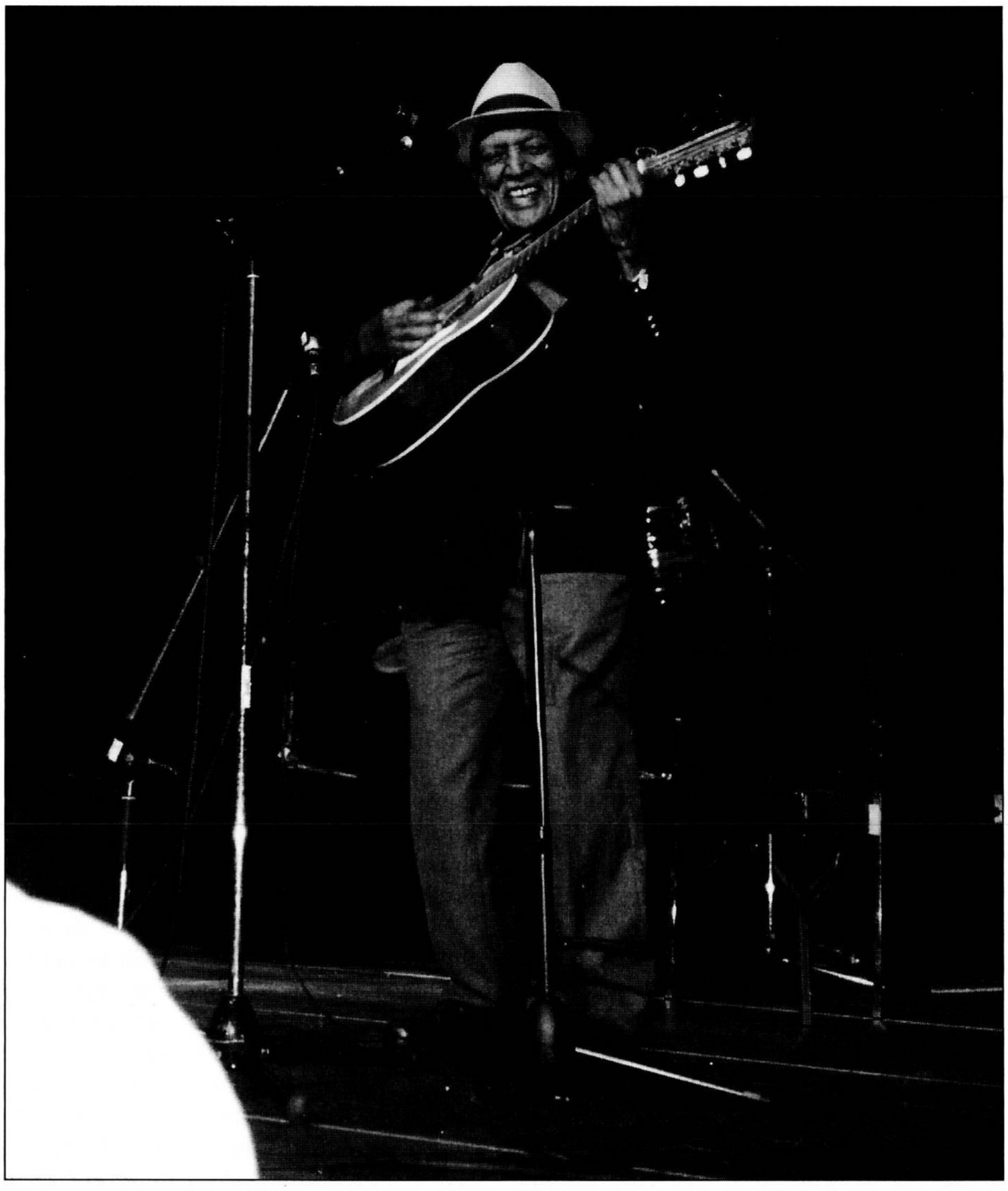
Das bedarf zweifellos einer weiteren Erläuterung: Bei Aristoteles taucht dieser Satz, der das Denken dazu zwingt, diszipliniert und folgerichtig zu denken, an zentraler Stelle gar nicht auf: er ist ihm dermaßen selbstverständlich, daß er das mit diesem Satz gemeinte nur aufzählend erwähnt (so im ersten Band des *Organon*, der seiner analytischen Logik die kategoriale Basis verschafft). Auch wenn es – in der *Metaphysik* – um den Satz vom ausgeschlossenen Dritten geht, ist er nur als schiere Selbstverständlichkeit impliziert – dieser Satz selbst bezieht sich auf ein für Aristoteles schwerwiegenderes Problem als das Identitätsproblem (das ihm, wie gesagt, eigentlich gar keines ist, so wenig wie uns heutigen). Dort nämlich bezieht sich das Problem vom ausgeschlossenen Dritten, das heutzutage oft nur als anderer Ausdruck des Satzes der Identität gelesen wird, in Wirklichkeit auf das Problem der Existenz nur eines einzigen Gottes, auf das wir hier nicht auch noch einzugehen brauchen. Hier ist dagegen auf ein historisch unabweisbares empirisches Datum hinzuweisen: denn auf der Basis dieses Aristotelismus, und auch auf der Basis aller anderen Denk-Systeme, die es vor und neben den neuzeitlichen des westlichen Abendlandes gegeben hat, ist es nirgends zur Entdeckung auch nur eines einzigen Naturgesetzes gekommen. Denn, kurz und knapp: eine solche Entdeckung erfordert, den Satz der Identität zum – das ist entscheidend – *zentralen Postulat* aller Reflexion überhaupt zu erheben. Das heißt in aller Deutlichkeit: man darf nicht mehr von der schieren Selbstverständlichkeit ausgehen, daß logisch folgerichtiges Denken nur möglich ist, wenn man den Satz der Identität akzeptiert. Sondern man muß vielmehr von den Dingen, von den Begriffen unmittelbar einklagen, daß sie *gefälligst* dem Satz der Identität zu gehorchen haben – damit ich sie als Subjekt überhaupt erkennen kann. Eine solche Forderung ist dem Aristotelismus – und einer jeden, außerhalb des westlichen Abendlandes stehenden Philosophie – absolut fremd.

Alles andere als zufällig wird dieser Satz im abendländischen Mittelalter als eigentliche Ursache aller Geltung identifiziert – und zu Beginn der Neuzeit in den Rang eines axiomatischen Postulats erhoben. Denn seine Geltung wird in diesem Mittelalter aus einer Vielzahl von Gründen fragwürdig. Fragwürdig wird nicht, daß man die Geltung dieses Satzes von der Identität voraussetzen muß, um überhaupt von einem Ding sprechen zu können – dies kann keiner bestreiten und hat auch noch nie jemand ernsthaft bestritten. Fragwürdig wird aber das von mir schon angesprochene Verhältnis dieses Satzes zum menschlichen Denken überhaupt: in Frage steht, ob der Mensch, wenn er ein Ding als Ding wahrnimmt, nur in Gedanken nachvollzieht, was das Ding an sich immer schon ist: nämlich ein Stuhl, ein Gesetz oder was auch sonst, oder ob nicht vielmehr der Mensch selbst es ist, der dem Ding zu seiner Identität erst verhilft. Ob also erst durch das Hinzutreten einer tätigen (Kant würde sagen: einer konstituierenden), in jedem Fall aber: menschlichen und nicht etwa göttlichen Instanz, ein Ding zum Ding erst wird.

Hegels Antwort auf Kant

Hegels Antwort auf Kant besteht im Grunde allein darin, daß er sagt: Damit man einen Gegenstand überhaupt in seiner Gegenständlichkeit (als ein Identisches also) wahrnehmen kann, bedarf es einer Instanz – und diese heißt bei ihm nicht mehr Transzendentalsubjekt, sondern: Geist, meint aber im Grunde genau dasselbe –, dazu bedarf es also einer Instanz, die diesen Gegenstand als einen Gegenstand für sich begreift, als einen Gegenstand, der Gegenstand für ihn – also den Geist ist. Dieser Geist konstruiert die Identität – in Abgrenzung vom Nicht-Identischen – in diese Gegenstände hinein, aber er selbst ist einem Zwang zur Identität in keinster Weise unterworfen: im Gegenteil, gemäß seiner auf Selbsterkenntnis zielenden Vernunft gestaltet er die Beziehungen von Identität und Nicht-Identität aus sich selbst und für sich selbst.

Der entscheidende Schritt Hegels, der Schritt, in dem er in einem einzigen Satz alles sagt, was Kant umständlich versucht, über viele lange Seiten hinweg in der *Kritik der reinen Vernunft* zu erläutern, besteht darin, zu sagen, daß jede Identität nur Identität ist, insofern sie in sich selbst auf den Zusammenhang von Identität und Nicht-Identität zu reflektieren vermag. Das hört sich philosophisch hochgeschraubt an, ist aber nur die präzise Bestimmung dessen, was unser aller Denken seit der Genesis des Kapitals auszeichnet. Daß das so ist, kann man an vielen Beispielen zeigen, kann man zeigen, wenn man diesen Satz konkreter, und das heißt: ungenauer, unpräziser als Hegel formuliert. Ich will es an dieser Stelle mit einem einzigen Beispiel bewenden lassen – wenn ich wieder auf die Erkenntnis Sohn-Rethels zu sprechen komme, wird die Bedeutung dieses Satzes von Hegel wohl in aller Deutlichkeit hervortreten. Mein Beispiel wähle ich aus der Mathematik: Kein Mathematiker wird bestreiten, daß die absolute Geltung einer jeden Gleichung nur als gegeben vorausgesetzt werden kann, wenn man das Gegenteil (hegelisch: das Nicht-Identische) dieser absoluten Geltung als geltend



Compay Segundo mit seiner Band. Foto: Maria Wölflingseder

axiomatisch unterstellt – und das heißt hier: nur aus der Unterstellung, daß der Satz der Identität gelten *soll,* kann ich schließen, daß die Mathematik, insofern sie diesem Gelten-Sollen tatsächlich gehorcht, das Gegenteil dieses Sollens tatsächlich einlöst: nämlich in ihrer Geltung absolut ist.

Bei Kant ist der Rahmen, in dem sich das Transzendentalsubjekt – oder besser: die Vernunft – entfalten kann, sehr eng gesteckt: über die mit dem Raum, der Zeit, der Kausalität und der Modalität gesetzten Kategorien a priori vermag diese Vernunft, will sie sie selbst, also: vernünftig sein, nicht hinauszugehen; und über den Zwang, eine Identität für sich selbst zu entwickeln, erst recht nicht: da ist Kant noch ein Gefangener des Kartesischen Koordinatensystems. Hegel kennt all diese Begrenzungen nicht mehr: die einzige Begrenzung, die er kennt, ist der Geist selbst, der aus sich heraus Identität und Nicht-Identität in das ihm angemessene Verhältnis bringt. Und schließlich gelingt es Hegel vollkommen zwanglos, das Kantsche Transzendentalsubjekt als das zu erweisen, was es ist: nämlich alles andere als ein ewiges Konstitutens allgemeiner Menschlichkeit, sondern ein historisches Resultat der Geschichte der Entwicklung und Entfaltung des menschlichen Geistes. Gerade diese, im Gegensatz zu Kant formulierte Historizität allein schon macht Hegel natürlich für den Materialismus sehr viel attraktiver als Kant.

Dieser Geist ist von Hegel, dies noch ganz in der Tradition Kants, zweifellos als menschlicher Geist konzipiert. Aber nichts hindert nun daran, diesem Geist jede Menschlichkeit, und mit dieser dann auch jede Geschichtlichkeit wieder auszutreiben: was dann von Hegel noch übrigbleibt, ist von der allgemeinen Systemtheorie eines Niklas Luhmann nicht mehr zu unterscheiden. Der – menschliche – Geist bleibt zwar eine unabdingbare Voraussetzung des Denkens – aber diese erschließt sich nur noch dem reflektierenden Philosophen. Auf diese Reflexion, die Wissenschaft beweist es schlagend – und selbst dann, wenn ein Mann wie Searle neuerdings wieder auf diesen Geist zu sprechen zu kommen meint, ändert sich daran gar nichts – auf diese Selbstreflexion des Geistes kann man getrost verzichten: für die Resultate von Wissenschaft ist diese ohne jede Bedeutung. Und doch: Ein solches System wie das von Luhmann ist allein auf der Basis eines sich durch Carl Schmitt hindurch vermittelnden Hegelschen Systems formulierbar.

Hegel wird so zum Aristoteles der bürgerlichen Gesellschaft: Sein System der Philosophie stellt nicht mehr einen einzigen Gedanken dar, wie dies bei Kant noch der Fall ist, sondern er entfaltet die innere Logik dieses Gedankens. Seine Philosophie ist die sich darstellende Einheit von Wirklichkeit und Denken in deren Unterscheidung. Damit ist gezeigt, was zu zeigen war: ein kleiner Schritt innerhalb der Kantschen Abstraktion: nämlich der Schritt, das Transzendentalsubjekt in den Satz von der Identität von Identität und Nicht-Identität aufgehen zu lassen, verbunden mit dem Schritt, die innere Historizität dieses Subjektes zu betonen, reicht aus, um die bürgerliche Gesellschaft als das darstellen zu können, als was sie auch erscheint: als sowohl im Denken als auch in der Praxis unüberwindbares Verhältnis der Menschen zueinander, das nach seiner endgültigen Konstitution allein noch systematisch, das heißt analytisch erfaßt werden kann. Mit der bürgerlichen Gesellschaft verhält es sich also genauso wie mit einem naturwissenschaftlichen Gesetz: einmal entdeckt, geht es nunmehr nur noch um seine Umsetzung in die Praxis – die Bedingungen seiner Entdeckung können außen vor bleiben.

In der Nachfolge von Hegel spaltet sich das Denken in der bürgerlichen Gesellschaft auf in die Intellektuellen, die mit der Selbstreflexion des Geistes Schluß machen, und Praktiker werden: die Ingenieure, Wissenschaftler, Politiker usw. einerseits und die Philosophen andererseits, die auf sich selbst reflektieren. Das Gemeinsame dieser nachhegelschen Philosophen ist, daß ihnen dieser Hegel viel zu abstrakt daherkommt. Als Prototyp sei Nietzsche erwähnt, der Hegel umstandslos zum Schwätzer erklärt und den Hegelschen Geist mit dem Begriff der Macht glaubt überwunden zu haben. Er führt hier aber in Bezug auf Hegel nur vor, was Schopenhauer schon mit der Veranschaulichung des Transzendentalsubjekts als Wille in bezug auf Kant gezeigt hatte: Mit der Ersetzung des ominösen Hegelschen Gei-

stes durch eine ebenso ominöse Macht wird in Wirklichkeit gar nichts gewonnen, sondern die tatsächliche Abstraktheit des die bürgerliche Gesellschaft synthetisierenden Ortes gerät nur noch konsequenter aus dem Blick als bei Hegel schon. Was hier für Nietzsche und Schopenhauer gezeigt wurde, läßt sich umstandslos auf alle anderen Philosophen übertragen: wenn sie von Sprache, von System, von Arbeit, von Wahrheit, von Vernunft usw. reden, sprechen sie von ein- und demselben wie Hegel – nur in anderen Worten. Und die vielen, sich für einzigartig haltenden Philosophien werden so zu einem Warenkorb, aus dem sich ein jeder nach Gusto und Laune bedienen kann, wie es ihm in den Kram paßt.

Geist und Kapital

Hinter die Hegel und Kant gemeinsame Erkenntnis: daß nämlich ein Subjekt existiert, das, wie immer es benannt sein möge, erst durch seine tätige, synthetisierende Leistung Erkenntnis ermöglicht, gibt es keinen Weg mehr zurück – so sehr die Wissenschaft sich auch den Anschein gibt, gerade diesen Weg zu beschreiten. Indem die moderne Wissenschaft, und mit ihr das heutige Alltagsbewußtsein, auf nichts anderes reflektiert, als auf die im Transzendentalsubjekt, oder im Hegelschen Weltgeist angesprochene fundamentale Revolution im Denken selbst – sich darin aber so darstellen kann, als habe sich, seit Aristoteles, eigentlich gar nichts Wesentliches ereignet – findet diese Wissenschaft, findet der moderne Mensch zu sich selbst. Sohn-Rethel, man verzeihe mir diesen Anthropomorphismus, ärgert das. Ihn ärgert vor allem die Tatsache, daß alle Philosophen seit Kant auf die Frage, warum es eigentlich unnötig ist, auf die Bedingungen seiner selbst zu reflektieren, keine befriedigende Antwort geben.

Ihn ärgert: weder Kant noch Hegel geben eine befriedigende Auskunft darüber, was denn das Menschliche am Menschen, was denn das Menschliche am Geist ist (und die Anthropologen, die empiristisch-positivistischen Wissenschaften insgesamt, haben darauf erst recht keine Antwort). Sohn-Rethel erkennt: sowohl das Transzendentalsubjekt als auch der Geist bleiben nicht nur unter einem undurchdringlichen Nebel verborgen, sondern garantieren vielmehr, daß sich diese Gesellschaft als spezifisch kapitalistische reproduziert.

Sohn-Rethel kannte, als er sich Marx zuwandte, Adorno noch nicht (der formulierte die Negative Dialektik erst drei Jahrzehnte später) und wußte deshalb nicht, daß es gute Gründe gibt, daß dieser Nebel, statt ihn lichten zu wollen, vielleicht besser allein zu denunzieren sei. Der in dieser Weise vorbelastete Sohn-Rethel aber bekommt nun Marx in die Hände und sucht bei diesem eine Antwort auf seinen Ärger.

Man wird lange suchen müssen, bevor man jemanden findet, der auf diese Weise seinen Zugang zu Marx gefunden hat. Wohl jeder lernt Marx auf ganz andere Weise kennen: als den Theoretiker des Klassenkampfes, der einem vielleicht nicht unbedingt sagt, wo es lang geht, der einem dennoch die Argumente für den Kampf gegen den Klassenfeind frei Haus liefert. Marx wird gelesen als derjenige, der die kapitalistische Gesellschaft in ihre Bestandteile zerlegt, der sie also analysiert, und der es einem infolge dessen erlaubt, sich durch eine Rekombination der so analysierten Elemente an den Aufbau des Sozialismus zu machen. Das ist es, was man in einer Folge von Schulungsabenden von Marx zu lernen gewillt ist: man will lernen, wie man die Wirklichkeit analytisch zu zerlegen hat, um dann am Ende einen Begriff von dem zu haben, was der zentrale Gegenstand von Marx: das Kapital also, eigentlich ist.

Sohn-Rethel will von Marx aber nicht wissen, was das Kapital ist – das interessiert ihn vielleicht auch, aber nicht zu allererst. Er will von Marx vor allem anderen wissen: Was ist die Bedingung der Möglichkeit, das Kapital als Kapital zu erkennen? Woher bezieht Marx den Geltungsgrund seiner Urteile über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die er als Kapitalismus identifiziert? Er will somit wissen, ob Marx überhaupt auf der Höhe der Philosophie Kants ist – nur dann ist er für einen Philosophen ernst zu nehmen – oder ob auch Marx ein Metaphysiker ist, der den von Kant als falsch erwiesenen Antinomien unterliegt, indem er Denken und Sein strikt auseinanderhält, und es also nicht vermag, den Grund anzugeben, aus dem Denken und Sein *gemeinsam* ihre Geltung erlangen. Gelingt ihm letzteres nicht, dann kann dieser Marx vom Kapital behaupten, was immer er will: wer nicht über die Bedingungen der Geltungskraft seiner Urteile Auskunft zu geben vermag, kann Urteile fällen soviel er will: sie verfallen nach Kant dem Verdikt des Dogmatismus.

Dieser Zugang zu Marx erklärt natürlich die Sonderrolle, die er in der marxistischen Diskussion einnimmt. Aber nicht nur das: in diesem Zugang ergeht es Sohn-Rethel, wie es wohl kaum einem, der tatsächlich mal *Das Kapital* von der ersten Seite an gelesen hat, ergangen sein dürfte: er ist schlichtweg fasziniert von der Wertformanalyse, fasziniert also gerade von dem Teil des Marxschen Werkes, den die meisten Marxisten für ein bloßes Beiwerk halten.

Bei Marx kein Rückfall in vorkritisches Denken

Fasziniert ist Sohn-Rethel, weil er sofort erkennt, daß man bei Marx mitnichten von einem Rückfall in vorkritisches Denken sprechen kann. Sohn-Rethel erkennt, daß es der Wert ist, der bei Marx die Rolle erfüllt, die bei Kant das Transzendentalsubjekt spielt: der Wert ist die Einheit, aus der sich die Vielheit unterschiedlichster Gebrauchswerte in den, diese Gebrauchswerte synthetisierenden Tauschwert übersetzt. Marx argumentiert hier also alles andere als analytisch. Sohn-Rethel erkennt unmittelbar, was für ein Vorteil sich aus dieser Ersetzung des Transzendentalsubjekts – und des hegelschen Weltgeistes – ergibt. Kann doch so unmittelbar deutlich gemacht werden, daß die Kantsche ursprüngliche Einheit der Apperzeption, um mal philosophisch genau zu reden, seinen letzten Grund nicht im Denken hat, sondern im tatsächlichen Verhalten der Menschen. Marx vermag also auf diese Weise Hegel vom Kopf auf die Füße zu stellen und unmittelbar auszusprechen, daß es die Gesellschaftlichkeit des Menschen ist, die ihm auch die Geltungsgründe seiner Urteile liefert.

Doch befriedigt ist Sohn-Rethel keineswegs. Er wird diese ersten Seiten immer wieder durchgehen, um seinem Unbehagen auf die Spur zu kommen. Sehr schnell weiß er, wo Marx anfängt, ungenau zu argumentieren – und zwar an der Stelle, an der Marx den Begriff der abstrakten Arbeit einführt: Gemeint kann ja nicht sein, was bis hin zu Robert Kurz die Marxisten unter abstrakter Arbeit verstehen: so etwas wie ein ungegenständliches, aber doch außerhalb des Denkens existierendes Ding, das von der konkreten Arbeit erzeugt würde. Marx kann in diesem Begriff nur die Abstraktion von der Arbeit gemeint haben, also eine rein gedankliche Tätigkeit – alles andere würde seine Ausführungen dazu unverständlich machen und wäre im übrigen reine Metaphysik. So gefaßt stellt sich natürlich sofort die Frage: Wer abstrahiert denn hier eigentlich? Auf diese Weise könnte man tatsächlich die Frage nach dem Transzendentalsubjekt nahtlos bei Marx einführen – aber bewegt sich dann im Kreis, das heißt, Marx hätte dann auch wieder nichts an-

deres getan als die Philosophen nach Kant und hätte dem Transzendentalsubjekt nur einen anderen Namen gegeben. Also gilt es, den gordischen Knoten zu sprengen.

Dazu sollte man sich eines vor Augen führen: all den Namen, die einen Ort bezeichnen, aus dem sich die Existenzbedingungen des Menschen in letzter Instanz restlos erschließen lassen sollen: also Transzendentalsubjekt, Geist, Wille, Macht, Sprache usw. – aber auch dem, was Marx den Wert nennt –, ist eines gemeinsam: Es handelt sich um Reflexionsbegriffe, um Begriffe also, die in der Wirklichkeit nicht sinnlich wahrnehmbar sind. Was empirisch gegenständlich in der Wirklichkeit erscheint, muß erst noch durch viele Vermittlungen hindurch als ein durch dieses Dritte Konstituiertes ausgewiesen werden. Gerade die Marxsche Lösung hilft hier gar nicht so viel weiter, wie es auf den ersten Blick scheint: der Wert ist zwar unmittelbar als gesellschaftlich erfaßt, aber die Gesellschaft ist schließlich auch nichts anderes als ein Reflexionsbegriff: es ist zwar einleuchtend, daß der Mensch nicht als einzelnes Wesen existieren kann, sondern ein gesellschaftliches ist – aber dies wurde weder von Kant noch von Hegel oder irgendeinem anderen Philosophen nach Kant je wirklich bestritten. Sie, diese vielen Philosophen – und das tun die jeweiligen Adepten dieser Philosophien bis heute –, stritten mit allen anderen allein darum, den Begriff gefunden zu haben, aus dem zum Beispiel das Urteil, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, seine Geltungskraft und seine Bedeutung für den Menschen erlangt. In Frage steht nun – und die Antwort auf diese Frage stellt den Fortschritt dar, der seit Kant der einzig mögliche ist: in Frage steht, ob es ein Kriterium gibt, aus dem heraus entschieden werden kann, welcher Name für dieses Dritte der richtige ist?

Meine Behauptung, jetzt nun endgültig formuliert, ist: Sohn-Rethel liefert das Kriterium, gemäß dem entschieden werden kann, daß letztlich Marx der Philosoph war, der den richtigen Begriff des synthetisierenden Dritten gefunden hat.

Der Beweis, den Sohn-Rethel führt, besteht in einem ganz einfachen, aber in seiner Einfachheit genialen Verfahren. Er sagt: ersetzen wir doch einfach die Stelle, die bei Marx der Wert einnimmt, durch das Geld. Doch besser, wir müssen hier ganz genau sein: auch Geld ist ja eine Reflexionsbestimmung mit höchst metaphysischen Mucken, wie Marx im Fetischkapitel ausgeführt hat. Wir müssen nicht Geld sagen: sondern Münze. Und zwar ganz banal die Münze, die ein jeder von uns als Pfennig, Groschen oder Markstück in seiner Tasche hat.

Wert oder Geld?

Was haben wir gewonnen? Tatsächlich haben wir einen sinnlich wahrnehmbaren, empirischen Gegenstand in der Hand – einen Gegenstand, den jeder kennt. Dieser Gegenstand ist für jeden der gleiche – und dies vollkommen ungeachtet der Tatsache, daß jeder einen anderen in der Hand hält. Dieser Gegenstand verdankt sich rein menschlicher Konstitution: kein Tier, auch die Götter nicht, benötigen Geld. Und, das ist der entscheidende Beweisschritt für Sohn-Rethel: tatsächlich mag die konkrete Münze physikalischen Veränderungen in der Zeit unterliegen: denken aber muß ich das Geld, als sei es durch alle Zeit- und Räumlichkeit hindurch ein sich selbst gleiches Wesen. Darin unterscheidet es sich von allen anderen empirischen Dingen. Und weiter: für dieses Geld, respektive die Münze, kann man was kaufen: jeder was anderes – in der Entscheidung, was er kauft, ist jeder frei. Was man für das Geld haben will, ist also in die Beliebigkeit eines jeden Individuums gestellt. Descartes läßt grüßen. Und doch ist die Geltung des Geldes in seiner Objektivität unüberschreitbar. Und so weiter und so fort – man kann auf diese Weise die gesamte Wertformanalyse von Marx hereinholen, und nicht nur genau zeigen, wie durch diesen kleinen ‚Trick' nicht nur dessen Wertformanalyse geradezu empirische Beweiskraft erlangt, sondern, wie Sohn-Rethel auch vorführt: daß all die philosophischen Begriffe, vom Beginn der Entstehung der Philosophie an, nichts anderes darstellen als eine Reflexion auf die in einem jeden Geldstück verborgenen Geheimnisse.

Mehr noch: Und jetzt komme ich auf das eingangs gemachte Versprechen zurück, erklären zu können, warum denn diese naturwissenschaftliche Denkform noch existiert, obwohl ihr doch Sohn-Rethel den Boden unter den Füßen weggezogen habe, warum also die Menschen, wie Hegel behauptet, denkfaul sind: dies deshalb, weil eine konsequente Selbstreflexion im Denken auf das Geld zeigen würde, daß das Geld gar nicht ist, was es zu sein scheint: es gar nicht die in sich selbst ruhende Identität darstellt, die einen von allen äußeren Umständen unabhängigen Wert an sich repräsentiert. Ganz im Gegenteil: nur die freie Entscheidung der Individuen, das Geld als Maßstab des Wertes zu akzeptieren macht das Geld zum Geld. Diese freie Entscheidung, das liegt in der Natur der Sache, könnte eigentlich widerrufen werden. Und die Möglichkeit eines solchen Widerrufs begründet den Horror, erklärt die Urangst jeden Bürgers, die er, wo es nur geht, zu bannen sucht. Die Identität, unter der der Mensch das Geld gezwungen ist zu betrachten, damit es bleibt, was es ist: nämlich allgemein anerkannter Repräsentant des Werts, dieser aus einer Urangst heraus bewirkte Zwang, erklärt, daß das rein analytische Denken der Wissenschaft – obwohl es von Kant in jeder Hinsicht als falsch erwiesen wurde – dennoch beibehalten wird: koste es an logischen Antinomien, was es wolle. Die Identität des Geldes im Verschiedenen, seine absolute Unüberschreitbarkeit – bei völliger Freiheit in der konkreten Anwendung – genau das ist nicht nur die Grundlage naturwissenschaftlichen Denkens, sondern die Grundlage des bürgerlichen Denkens und seiner Praxis insgesamt.

Ich hoffe, keiner kommt auf die Idee zu sagen, ich hätte hier behauptet, Sohn-Rethel würde so etwas wie eine Philosophie des Geldes entfalten, nach dem Motto: Geld regiere die Welt oder so ähnlich, und als solche bestimme das Geld sogar das Bewußtsein der Physiker und Mathematiker. Das wäre schiere Metaphysik – wäre nichts weiter als nur ein anderer Ausdruck des rein analytischen Denkens, wie etwa ein Lenin es vorführt, wenn er sich als Erkenntnistheoretiker versucht. Sohn-Rethel behauptet noch nicht einmal, daß etwa Kant mit seinem Transzendentalsubjekt eigentlich vom Geld rede, Hegel, wenn er vom Geist ausgeht, Nietzsche, von der Macht usw. Nichts davon soll hier behauptet werden, nichts davon würde Sohn-Rethel gerecht. Es ging nur darum zu zeigen, daß, wenn man nur konsequent genug auf die Funktionsmechanismen des Geldes in der Gesellschaft reflektiert (wohlgemerkt: ich muß nur diese Reflexionsleistung tatsächlich erbringen, ich brauche in dieser weder zu wissen, noch zu sagen, auf was ich tatsächlich reflektiere), daß dann die Erkenntnis, daß all diesem Funktionieren ein Drittes zugrundegelegt werden muß, aus dem heraus alle Urteile ihre Geltung beanspruchen können, unausweichlich ist, und daß es dann eben unausweichlich ist, etwas von einem Transzendentalsubjekt, einem Geist, einem Willen, einer Macht usw. zu schwafeln, das es wäre, das die Welt in ihrem Innersten zusammenhält, das also des Pudels Kern wäre.

Sohn-Rethels „Trick mit dem Geld"

Nichts ist hier von dem, was Kant über das Transzendentalsubjekt, nichts von dem, was Hegel über den Geist, nichts von dem, was Marx über den Wert gesagt hat, in irgendeiner Form in seiner Wahrheit zurückgenommen. Kein einziges wissenschaftliches Gesetz ist in seiner Geltung bestritten. Sohn-Rethels „Trick mit dem Geld", wie ich das genannt habe, zerreißt aber den metaphysischen Schleier, der über all diesen philosophischen Reflexionsbestimmungen – und gerade die naturwissenschaftliche Erkenntnisform ist eine solche Reflexionsbestimmung par excellence – liegt. Nun, sollte man meinen, werden sie dem Verstand unmittelbar zugänglich und können sich vor dem Richterstuhl der Vernunft als sinnvoll in Geltung gesetzte beweisen. Denn das, von dem man den Schleier herunterzieht, wird sichtbar: sollte man meinen.

Was aber wird sichtbar, wenn man Sohn-Rethel folgt? Es fällt schwer, für das, was nach ihm offen zutage liegt, die Worte zu finden. All das Gerede der letzten zweitausend Jahre Menschheitsgeschichte über Ideale, über das Schöne, Wahre, Gute, über Wissenschaft und Vernunft, über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, diente, und dient weiterhin einem einzigen Zweck: nämlich dem, alles zu tun, damit der Grund, aus dem heraus das Geld seine allgemeine Geltung erlangt, nicht verloren geht. Denn ohne diesen Grund gäbe es weder ein gültiges Recht, weder einen Staat, weder eine naturwissenschaftliche Erkenntnis noch sonst ein Allgemeines: es gäbe noch nicht einmal das Ich, mit dessen unüberschreitbarer Realität sich die Menschen der Neuzeit schließlich abgefunden haben, und mit dem sie sich zu identifizieren gelernt haben, damit sie in dieser Gesellschaft funktionieren können. Aus diesem Ich heraus kann sich das Individuum die Sicherheit verschaffen, doch nicht allein zu sein auf dieser Welt, doch nicht die fensterlose Monade zu sein, vor der es Leibniz so grauste. Aus der Angst davor, erkennen zu müssen, daß es selbst es ist, das all das in Geltung setzt, was es dann als unüberschreitbar geltendes wieder reidentifiziert, konstituiert das zum Philosophen mutierte Individuum die tollsten metaphysischen Systeme. Und wie diese Philosophen konstruiert ein jedes Individuum sich eine Realität, die es, obwohl es allein es ist, das sie konstruiert, sie dennoch nicht gestalten will, sondern deren Gestaltung es einem Wesen überläßt, von dessen Existenz es dann auf einmal doch nichts weiter wissen will. Es konstituiert das Kapital und mutiert damit zu einem Subjekt, das damit zufrieden ist, die Verantwortlichkeit, die dieses Individuum als Mensch für seine Konstruktion eigentlich hätte, auf dieses Kapital abwälzen zu können. „Man muß realistisch sein": in diesem Satz drückt sich der abgrundtiefe Skandal, die Unverschämtheit aus, mit der der Mensch unter kapitalistischen Bedingungen mit sich selbst umgeht.

Bevor ich zum Schluß komme, müssen unbedingt noch zwei Bemerkungen zu Sohn-Rethels Philosophie gemacht werden, die nicht seine Erkenntnis in Frage stellen können, sondern die seine Ausführungen, das heißt die Art und Weise, wie er seine Erkenntnis zur Darstellung bringt, betreffen. Hier gibt es Defizite, die unübersehbar sind, Defizite, die an die Defizite der Ausführungen Kants zum Transzendentalsubjekt erinnern. Denn Sohn-Rethel vermag zum Beispiel nicht, zu erklären, wie denn das Geld sich in Kapital transformieren konnte. Bei ihm erscheint es so, als ob mit der gleichzeitigen Entstehung des Münzgeldes und der Philosophie auch das Transzendentalsubjekt schon voll entwickelt vorläge: zumindest kann Sohn-Rethel diesen, vom Linkshegelianismus völlig zu recht vorgebrachten Einwand nicht hinreichend entkräften. Dazu nur soviel: Er kann dies nicht, weil er nicht scharf genug zwischen einer sozialen Synthesis, wie sie in der Antike vorlag, und der heutigen, der kapitalistischen, unterscheidet. Ich habe in diesem Vortrag mit meinen Verweisen auf Aristoteles Sohn-Rethel stillschweigend in dieser Sache zu korrigieren versucht: das konnte hier natürlich nur implizit geschehen und wird so keinen Linkshegelianer von seinen Vorbehalten abbringen. Ich behaupte zudem, daß eine hinreichende Lösung dieses Problems philosophisch gar nicht zu leisten ist: sondern hier muß man historisch-empirisch argumentieren und sich dem Prozeß der ursprünglichen Akkumulation erneut widmen. Aber dies ist ein anderes Thema, und ich kann nur versichern, daß Sohn-Rethels Grundgedanke auch in einer solchen Hinwendung zur Geschichte nichts an Bedeutung verliert.

Zweitens: auch in einen Vortrag über den Erkenntnistheoretiker gehört zumindest der Hinweis, daß Sohn-Rethel eine Faschismustheorie vorgelegt hat, die, im Kontext der vielen schiefen Faschismusanalysen gesehen, ihresgleichen sucht. Doch, und dieses Manko hat er selbst gesehen, ohne es lösen können: ihm gelingt es, seltsamerweise muß man sagen, nicht, eine konsistente Verbindung seiner Erkenntniskritik zu seiner Faschismustheorie zu ziehen. Auch dies ist alles andere als ein unlösbares Problem – was ich an dieser Stelle wiederum nur versichern, nicht aber wirklich belegen kann.

Wenn ich hier immer von „lösbaren Problemen" spreche, so soll dies natürlich nicht heißen, daß nicht doch auch unlösbare auftauchen könnten: doch dies kann erst der Fall sein, wenn man sich der Erkenntnis von Sohn-Rethel wirklich stellt und nicht in einer Abwehrhaltung verharrt, die beim normalen akademischen Philosophiebetrieb nicht weiter verwundert, die aber dem Linkshegelianismus – von den »Krisis«-Leuten um Robert Kurz ganz zu schweigen – schlecht zu Gesicht steht. Mit seinen Defiziten ist Sohn-Rethel durchaus mit Kant vergleichbar, dessen Defizite von Hegel ja auch sehr schnell überwunden werden konnten. In bezug auf Sohn-Rethel braucht es heute einen ihn korrigierenden Hegel allerdings nicht mehr: denn mit Marx gibt es einen, der, wenn man ihm den Gedanken von Sohn-Rethel quasi unterzieht, die meiste Arbeit in dieser Hinsicht schon geleistet hat.

Eine Kritik der durch das Kapital konstituierten Synthesis kann nach Sohn-Rethel jedenfalls nicht mehr so tun, als stelle der Kommunismus nichts weiter dar als die Lösung der vom Kapitalismus aufgeworfenen Probleme. Der Kommunismus, stellt er denn wirklich etwas anderes vor als einen sozial reformierten Kapitalismus, hat auf die zentrale Frage eine Antwort zu geben, wie denn in ihm die Synthesis beschaffen sein soll, aus der heraus sich der einzelne Mensch tatsächlich als das mit Vernunft begabte Gattungswesen konstituiert, als das ihn die Philosophen immer postuliert haben. Mit Sohn-Rethel sind alle bisherigen Antworten auf diese Frage als philosophische enttarnt worden, das heißt: sie erwiesen sich als ideologisch. Sie waren, wie die Mathematik, wie die Naturwissenschaft, wie der Empirismus, wie der common sense insgesamt, nicht mehr und nicht weniger als ein richtiges Denken im falschen Bewußtsein. Genau das ist es, was Sohn-Rethel als den Kern ideologischen Denkens denunziert: nämlich richtig, das heißt angepaßt an die herrschende Realität zu denken, dies aber in einer völligen Verkennung der nur als barbarisch zu kennzeichnenden Natur dieser Realität. ■

Manfred DAHLMANN ist Mitglied der Initiative Sozialistisches Forum, Freiburg.

Die Begriffe „Herrschaft“ und „Knechtschaft“

in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten von Karl Marx

Clemens K. STEPINA

Gegenüber rein historischen Analysen versucht die folgende Arbeit, die Ökonomisch – philosophischen Manuskripte von Karl Marx als Synthese der Kritik bürgerlicher Ökonomie und Hegelscher Philosophie in zwei hermeneutischen Orientierungsstrukturen zu fassen.

Die eine geht auf Ansätze von W. D. Hund[1] zurück, der den Doppelcharakter im Marxschen Arbeitsbegriff als Natur- und Gesellschaftskonstante faßt und so die freie Tätigkeit als stoffliche Existenznotwendigkeit, die entfremdete hingegen als aufzuhebende Form der Entäußerung begreifen kann. Die andere hat H. R. Jauß[2] angedeutet; sie besteht in der Rekonstruktion der in den Philosophien von Hegel und Marx impliziten Handlungstheorien mithilfe des aristotelischen Dualismus von Poiesis und Praxis. Beide Deutungsstrukturen werden hier miteinander verknüpft und mit einer systematischen Analyse der *Manuskripte* verbunden.

Die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte* (kurz: *ÖphM*)[3] wurden 1844 niedergeschrieben und gelten in der Entwicklung von Marx als neuartige Synthese von Ökonomie und Philosophie. Sie entstanden aus der Kritik der bürgerlichen politischen Ökonomie einerseits und der Hegelschen Philosophie andererseits. Seit ihrer Veröffentlichung in der MEGA im Jahre 1932 – besonders aber in den fünfziger Jahren, als mit dieser Schrift „die bloßgelegten Ursprünge des Kommunismus als eines Humanismus (...) im grellen Gegensatz zur inhumanen Gestalt der kommunistischen Diktatur“[4] standen – sind sie zum Gegenstand einer anhaltenden Kontroverse darüber geworden, welches Verhältnis Marx zum Idealismus um 1844 hatte. Diese Auseinandersetzung läßt sich in der Frage zusammenfassen, wie in seiner dialektischen Theorie die *anthropologische Dimension* zu beurteilen sei, nämlich daß er zum einen die gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschen aus dessen *Naturverhältnis* heraus begreift, und daß er zum anderen das im Naturverhältnis erarbeitete schöpferische Potential des Menschen einem gesellschaftlichen Zusammenhang entgegenstellt, der im Begriff der *entfremdeten Arbeit* das sozioökonomische Verhältnis von *Herr und Knecht* aufspannt.

Der westliche, undogmatische Marxismus lobte die *ÖphM* wegen ihrer anthropologisch-humanistischen Prägung und benutzte sie als ein Kampfmittel gegen die sowjetmarxistische Sterilität, den Begriff des „Menschen“ durch den der objektivierenden „Produktivkraft“ zu ersetzen. So verschieden diese nicht orthodoxen Interpretationsansätze auch waren, so hatten sie doch als gemeinsamen Nenner, daß hier zwei zentrale Begriffe des Marxismus, *Arbeit* und *Entfremdung*, noch nicht in die eiserne Maske eines unkritisierbaren wissenschaftlichen Sozialismus gegossen sind, sondern vielmehr das menschliche Antlitz eines jungen Philosophen offenbaren, der – wiewohl er diesen Begriffen eine unbestreitbar materialistische und sozialrevolutionäre Wende gibt – in fruchtbarer Weise die Auseinandersetzung mit ihrer idealistischen Herkunft sucht.

Die Tradition der Herr/Knecht-Figur

Seit dem Bestehen der abendländischen Philosophie drückt sich die Idee der menschlichen Freiheit in einem substantiellen Paradoxon aus, nämlich in der Gedankenfigur von Herrschaft und Knechtschaft, die auf der bipolaren Theorie von *selbst-* und *fremd*zwecklicher Arbeit gründet. Marx verstand es, aus dieser Struktur, von der griechischen Polis Aristoteles, bis zum preußischen Zensurstaat Hegels, die europäische ‚Welt‘geschichte der Freiheit des Menschen als ein in sich paradoxes Gewaltverhältnis zwischen Ungleichen, also zwischen Herr und Knecht, zu deuten. Sein Versuch, diese Ungleichheit durch eine vorübergehende Verkehrung – der Arbeiter sei ‚Herr‘ und der Kapitalist ‚Knecht‘ – aufzuheben, läßt ihn als Vollender einer Tradition verstehen, die er doch zugleich überwinden wollte.

1. In seiner *Politik, 1. Buch* behandelt Aristoteles als erster antiker Philosoph den Begriff der menschlichen Tätigkeit im bipolaren Kontext von Herrschaft und Knechtschaft. Er nimmt im Tätigkeitsbegriff klassenideologisch eine Differenzierung in körperliche und geistige Arbeit, in fremdzweckliche Poíesis und selbstzweckliche Prâxis, vor: So wie in jedem Menschen das Selbst sich nur in der Regentschaft der herrisch-selbstdisziplinierenden Vernunft (Nous) über den sklavisch-fremdbegehrenden Trieb (Orexis) setzen könne, so bilde im Sozialgefüge das abstrahierte Selbst aller Menschen, die substantielle Polis als das Ziel des akzidentiellen Oikos, die Herrschaft des Nousträgers, des Herren, über den Orexisträger, den Sklaven, ab (1254 b 2 ff.). Dieses Herrschaftsverhältnis bezeichnet Aristoteles ausdrücklich als gerecht[5], weil durch die Natur vorgegeben. Denn da Aristoteles annimmt, daß die Natur von den Ordnungsprinzipien bestimmt sei, wonach „immer Eines aus Mehrerem zusammengesetzt ist und ein Gemeinsames entsteht“, kann er sagen, daß in der Natur immer sich „ein Herrschendes und ein Beherrschtes“ (1254 a 29 ff.) zeige. Und weil er die soziale Ordnung der Naturordnung, als „zweite Natur“, nachbildet, kann er die Beherrschung des Sklaven durch den Herrn als Sieg der Vernunft für beide feiern: Der Herr als der Handlungsbevollmächtigte zur Zeugung des symbolischen Kulturakts[6] setzt sich durch den Sklaven, der für den Herrn das poietische Werkzeug ist.

In der aristotelischen Theorie ist also die Denunziationsstrategie an einem Naturrechtsverhältnis aufgehängt, die das Recht der herrschenden Klasse als ein quasi präexistentes, der körperlichen Arbeit vorgreifendes Recht legitimiert: Was der ‚minderfähige‘ Mensch als Poiesisträger, unter mehr oder min-

der deutlich ausgesprochener Todesandrohung[7], in der Naturbezwingung an tränenreichem Werk herauswindet, wird im pathetischen Vor-Schein objektiv-naturgesetzlicher Produktionsverhältnisse zum schon fertigen, zum Werden sich stiftendes Potential des befähigten Praxisträgers, der dies Potential als Bürger oder Staatslenker *re*präsentiert.

2. Bei Hegel, dem ‚Aristoteles' des Deutschen Idealismus, wird die Herr/Knecht-Figur im Paradigma des sich selbst setzenden Bewußtseins zu einer universalen und weltgeschichtlichen Kategorie weitergeführt. Im Rückgriff auf die aristotelische Begrifflichkeit[8] dient hier das Verhältnis von Herrschaft und Knechtschaft dazu, den (welt)geschichtlichen Prozeß und die universale Konstituierungsproblematik der Arbeit als Bildungsmoment der bürgerlichen Gesellschaft auszugeben: Das Selbstbewußtsein muß sich, so Hegels naturrechtliche Ideologie der herrschenden Klasse als bourgeoisen Sinnbilds der Sittlichkeit und des Staates, um sich selbst als vernünftig einsetzen zu können, in einer selbstverwirklichenden Handlung qua Todeskampf als unterlegenes wie überlegenes Subjekt darstellen. In dieser Handlung wird jedoch der Primat nicht der Arbeit als der natürlichen materialen Gattungsäußerung (*Poiesis*) zugewiesen, sondern allein der bürgerlichen Geistes*praxis*, die die Vermittlung von Mensch und Natur immer schon voraussetzt.

3. Marx schließlich hat die Hegelsche Herr/Knecht-Figur des theoretisch-endlichen Selbstbewußtseins als Darstellungsverhältnis des Geistes in eine materialistische Knecht/Herr- (in ökonomischer Analyse: Arbeiter/Kapitalist-) Bewegung des praktisch-endlichen Selbstbewußtseins übersetzt und somit das idealistisch-denunziatorische Verhältnis von fremdzwecklich-instrumenteller Herstellung (Poiesis) und selbstzwecklich-emanzipatorischer Handlung (Praxis) umgekehrt. Diese Umkehrung konnte Marx gelingen, weil er in der Gegenüberstellung der materialen Arbeit des Knechts zu der Geistesarbeit des Herrn den Begriff der Entfremdung aus ihrem Ursprung, der *entfremdeten Arbeit*, gewonnen hat, und ihn auf alle Formen der Knechtschaft anwenden konnte. Entfremdung meint in Marx' *ÖphM* einen Zustand, in dem dem Menschen, in Verkehrung der Subjekt-Objekt-Dialektik, das Ergebnis seiner eigenen Arbeit verselbständigt gegenübertritt und als sachliche Gewalt beherrscht. Die entfremdete Arbeit ist demnach der Ursprung aller Entfremdung: Entfremdung vom Produkt der eigenen Arbeit, von sich selbst, vom Gattungswesen sowie von harmonischen Sozialverhältnissen; schließlich Entfremdung von der Natur und den eigenen fünf Sinnen (510 ff., 240). Marx nennt die so entfremdete Arbeit bei ihrem sozioökonomischen Namen: Sie ist Lohnarbeit unter der Gewalt des Privateigentums, und als solche Verkehrung der schöpferischen Gattungstätigkeit zum bloßen Mittel des rohen Selbsterhalts des Arbeiters wie verfeinerte Profitmaximierung für den Kapitalisten.

Compay Segundo mit seiner Band. Foto: Maria Wölflingseder

Der Begriff der entfremdeten Arbeit drückt sich bei Marx also in sozioökonomischen Beziehungen aus. Diese werden im folgenden im Kontext von Herrschaft und Knechtschaft in zweifacher Weise nachvollzogen: einmal als Ergebnis des Marxschen Studiums der Nationalökonomie seiner Zeit, das in den Kapiteln über *Die entfremdete Arbeit* und *Privateigentum und Kommunismus* enthalten ist (II); einmal als kritische Analyse des Hegelschen Systems im Kapitel über die *Kritik der Hegelschen Dialektik und Philosophie überhaupt* (III).

Marx und die Nationalökonomie

Marx bestimmt die Arbeit des Menschen – im Unterschied zum Tier – als bewußte und zweckgerichtete Formveränderung der Natur; sie ist allgemeine Bedingung des gesellschaftlichen Lebens. Die Stellung des Menschen zu sich selbst ist daher bestimmt durch die stoffliche Arbeit in zugleich gesellschaftlicher Form. Als solche drückt sie ein doppeltes Verhältnis aus: Die Beziehung des Menschen zur Natur wie die der Menschen zueinander – als Individuen und als Gattung. Dieses doppelte Verhältnis des Arbeitsbegriffs[9] – stofflich als Verhältnis des Menschen zur Natur, der Form nach als gesellschaftliches Verhältnis – enthüllt für Marx die anthropologische Geschichtserkenntnis als ökonomische Gesellschaftstheorie; und es dient ihm, den Zustand einer Gesellschaft entweder als ein widersprüchli-

ches – im Zustand der Nationalökonomie – oder als harmonisches Verhältnis – im Zustand des Kommunismus – zu beschreiben. Der natürliche Mensch ist als Teil der Gattung im Sinne eines sich selbst erzeugenden Entäußerungsprozesses in der Arbeit das stoffliche Charakteristikum, das sich mit dem gesellschaftlichen dialektisch verschränkt: Als Naturbearbeiter ist der Mensch zugleich Gesellschaftswesen.

Dieses Fürsichwerden des Menschen – die Entfaltung seines Wesens durch die „*Vergegenständlichung*" in der Arbeit – vollzieht sich allein im Rahmen der historischen Formen der materiellen Produktion; dabei kommt der kapitalistischen Gesellschaft dieses fortschreitende Vergegenständlichungsmodell als „*Entfremdung*", als soziale Beziehung der Ausbeutung zu. Diese soziale Beziehung der Ausbeutung ist jedoch, auf der Folie des Begriffs der entfremdeten Arbeit als Prinzip des nationalökonomischen Zustands, die spezifisch sozioökonomische Form der Arbeit als eines Herr/Knecht-Verhältnisses der Menschen zueinander: Der Kapitalist als Herr wird zum persönlichen Repräsentanten der Macht des Kapitals als Geld – „die Eigenschaften des Geldes sind (...) seines Besitzers (...) Eigenschaften und Wesenskräfte" (564); der Arbeiter als Knecht wird auf seine tierische Reproduktion – Erhaltung seiner „physischen Bedürfnisse" (517) – reduziert. Das heißt: die Gattungsreproduktion als schöpferisch-genossenschaftlicher Arbeitsakt im Sinne der Gleichheit aller Menschen stellt sich im Kapitalismus in der Ungleichheit der Menschen als Verhältnis der ausgebeuteten Arbeit zum Geld dar. Im Geld, schreibt Marx, ist als einer fremden Macht das „entfremdete, entäußerte und sich veräußernde Gattungswesen der Menschen" (510 f.) zu sich gekommen.

Marx' Formulierung eines elementaren Widerspruchs des Seins als eines dynamischen Selbstverhältnisses in seiner Darstellung von Stoff und Form ist in der kapitalistischen Gesellschaftsformation ökonomisch evident geworden und deutet schon auf seine dialektische Aufhebung im Reich der kommunistischen Idee hin. Das Verhältnis des Menschen zur Natur wie zu seiner kapitalistischen Formbestimmtheit entbirgt sich als aporetisch: Auf der einen Seite sieht Marx das *Reich der Freiheit*, das im Kommunismus des verwirklichten Gattungswesens die Notwendigkeit der Ausbeutung der Arbeit aufhebt. Arbeit, wie es im ersten Band des *Kapitals* wohl im Rekurs auf die *ÖphM* heißt, wird hier definiert als „allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam". (MEW 23, 198) Diesem Reich der Freiheit steht das Reich der kapitalistischen *Notwendigkeit* gegenüber, dem ein entsprechender Arbeitsbegriff korrespondiert: „Der Arbeiter fühlt sich (...) in der Arbeit außer sich (...). Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, *Zwangsarbeit*. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern sie ist nur ein *Mittel*, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen." (514) Nicht die Arbeit an sich, als gegenständliche Arbeit, entfremdet den Arbeiter von sich, sondern das soziale Beziehungssystem, in dem die Arbeit – als Ausdruck eines entfremdeten Naturverhältnisses – vollzogen wird.

Damit entwickelt Marx die ökonomischen Kategorien seiner Kapitalismuskritik anhand der Stoff/Form-Figur für die Idee der vollkommenen sozialen Einheit zu einer harmonischen Allseitigkeit sowohl der *Gesellschaftlichkeit* als auch der *Selbstbestimmung* weiter. Zum ersteren: Der natürlich vorhandene Widerspruch des Stoffwechselprozesses Mensch-Natur ist allen Gesellschaften als ein aufzuhebender in gleicher Weise inhärent: die menschliche Gattung muß die Natur kultivierend umformen, um die eigene, menschliche Natur gegen sie zu erhalten. Dieser Widerspruch hebt sich unter der nationalökonomischen Formation der Klassengesellschaft in der Form der Produktionsbeziehung des Arbeiters zu seinem Gegenstand auf, der sich, als Privateigentum, in der Gewalt des Kapitalisten befindet (517 ff.). Dieses Produktionsverhältnis ist als Rechtsverhältnis legitimiert und Ausdruck des kollektiven Erkenntnisinteresses der herrschenden Klasse. Hier tritt das stoffliche Element der Arbeit als *Naturbearbeitung* mit seinem Formelement als kapitalistische *Lohnarbeit* in einen unversöhnlichen Widerspruch, – bis hin zur revolutionären Krise, die als Weltrevolution zu einer weltgeschichtlichen Kategorie wird (537 ff.).

Zum zweiten: Arbeit an sich ist nicht nur allgemein-gesellschaftliche Bestimmung der Gattung, sondern auch individuelle Selbstbestimmung des Menschen im Sinne von „Selbsttätigkeit, (...) freier Tätigkeit" (517), des „absoluten Herausarbeitens seiner schöpferischen Anlagen"[10]. Ist einmal die Einheit von Stoff und Form als Arbeit an sich in der *utopia socialis* wiederhergestellt, indem im Arbeitsprozeß die Gesellschaftlichkeit der Gattung und die Selbstbestimmbarkeit des Individuums einander bedingen und eins geworden sind, so wird, im dialektischen Wechselspiel, die Notwendigkeit der Arbeit zur Freiheit und die Freiheit der Betätigung wiederum zur Notwendigkeit.[11]

Marx bestimmt die ökonomische Form des Kapitalismus als „zur Auflösung treibendes Verhältnis" (533). Seine Analyse will zeigen, daß die kapitalistische Ideologie von der dialektischen Einheit von Stoff und Form nur scheinbar den Klassengegensatz aufhebt. Diese Ideologie werde als nationalökonomische Wissenschaft von den intellektuellen Stellvertretern des Staates thematisiert und produziert, die das Sittliche, das absolute Selbstverhältnis des Absoluten, unter dem Primat des endlichen Selbstbewußtseins als Herrschaft des Kapitals darstellt.[12] Marx' kritische Analyse der Arbeit zeigt in diesem Stadium zwar, daß das Kapital sich geschichtlich als verdinglichte Gattung in der Nationalökonomie natürwüchsig als endliches Selbstbewußtsein darstellen mußte; sie entkommt aber nicht der Zirkelschlüssigkeit ihrer Argumentation: Die Strukturgleichheit des Kapitals mit der kapitalistischen Gesellschaft im Selbstdarstellungsmedium des nationalökonomischen Herrschaft/Knechtschaft-Modells ist die Selbstdarstellung des Absoluten, weil es den Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital ignoriert. Im Geld erscheint dieser auf der Ausbeutung beruhende Klassengegensatz aufgehoben. Aber: Das Absolute teilt sich als die Stoffursache in der Form von Staat und Sitte im Herrn mit. Er allein kann das Stoffpotential des Kapitals vernünftig formieren, da er es ja – unter der Bedingung von Ausbeutung – stofflich repräsentiert; und nicht der Knecht, der es zwar in seiner Selbstentfremdung formiert, aber nicht stofflich repräsentiert. Somit wäre, zumindest rein theoretisch, eine – wie immer auch ideologisch verzerrte – Staatsform möglich, die de jure sich die gesellschaftlichen Lebensformen im Sinne von Klassen unterordnet; de facto freilich ist die kapitalistische Staatsform nichts anderes als die repraesentatio dominorum. Marx indes postuliert: Alle Menschen sind gleich; aber manche sind, da sie in sich das Stoffpotential der Arbeit tragen, über eine revolutionäre Periode hinweg gleicher. Dies ist im Diktum von der vorübergehenden „revolutionären Diktatur des Proletariats" qua Knechtschaft/Herrschaft-Figur festgelegt.[13] Somit hat der kommende Mensch, gestiftet durch die Idee der vollkommenen sozialen Einheit, sich aus der Idee der harmonischen Menschengattung als Klassenbegriff abzuleiten.

Diese sei in ihrer absoluten Verkehrung kapitalistischer Produktionsverhältnisse schon in der Arbeiterklasse (d. i. methodisch ein kollektives Subjekt des nun ökonomisch zu evozierenden Gattungsbegriffs) angelegt; sie müsse nur klassenkämpferisch hervorgebracht werden:

„Die Emanzipation der Gesellschaft vom Privateigentum etc., von der Knechtschaft, (spricht) in der *politischen* Form der *Arbeiteremanzipation* sich aus (...), nicht als wenn es sich nur um ihre Emanzipation handelte, sondern weil in ihrer Emanzipation die allgemein menschliche enthalten ist, diese ist aber darin enthalten, weil die ganze menschliche Knechtschaft in dem Verhältnis des Arbeiters zur Produktion involviert ist und alle Knechtschaftsverhältnisse nur Modifikationen und Konsequenzen dieses Verhältnisses sind." (521)

Das heißt, daß Marx einerseits die moralische Forderung nach einem Gattungsverhältnis einklagt, in dem sich semimythologisch eine soziale Einheit unentfremdeter Produktionsverhältnisse vorkapitalistischer Prägung vorfindet. Andererseits aber hat dieser Zustand durch eine soziale Revolution zu erfolgen, die auf die kapitalistischen Entfremdungsformen der wissenschaftlich-technischen Revolution zurückgreifen soll (dies hatte Marx eindrücklich gegen Lists utopischen Sozialismus erstritten und im Lob der Industrie besungen). Marx' Hypothese ist nun die, daß er erstaunlicherweise im zutiefst entfremdeten Wesen des Kapitalismus das zu entbergende wahre Gattungswesen im Keim der Arbeiterklasse repräsentiert sieht. Wenn Marx in ökonomischen Kategorien davon spricht, daß das Kapital mit seinen eigenen Mitteln zu schlagen, ja aufzulösen wäre, dann heißt das im Rückbezug auf die Wurzeln seiner anthropologischen Geschichtstheorie, daß er schlichtweg die Neuerschaffung des Menschen, die Aufhebung des ‚kapitalistischen Sündenfalls', einklagt. Weil die menschliche Arbeit bei Marx als zentrales Instrumentarium eines harmonischen Vergegenständlichungsmodells fungiert, enthält sie die Idee einer sozialen Einheit nur in einem Begriff der Arbeit, der eine harmonische Gattung in sich trägt. Vertreter dieser Gattung sind die „sozialistischen Menschen" (542), die in ihrer poietischen Welterschließung schon das Produkt der genossenschaftlichen Gattungstätigkeit – noch ausgebeutet – in sich tragen. Die wahre Sittlichkeit des Menschen ist daher nur durch seine Arbeit als dem Primum gesellschaftlicher Praxis zu entbergen. Insofern deutet der Arbeiter im endlichen Selbstbewußtsein poietischer Arbeit – ist diese von kapitalistischer Entfremdung zur sozialistischen Vergegenständlichung befreit – auf den endzeitlichen Zustand sozialer Harmonie hin. Ist in ihr doch das instrumentelle Herstellen als materiale Praxis normativ verbürgt. Die geschichts- wie erkenntnisbildende Rolle der Arbeit zeitigt für Marx also das Proletariat als Richtschnur für eine kommende Menschheit.[14]

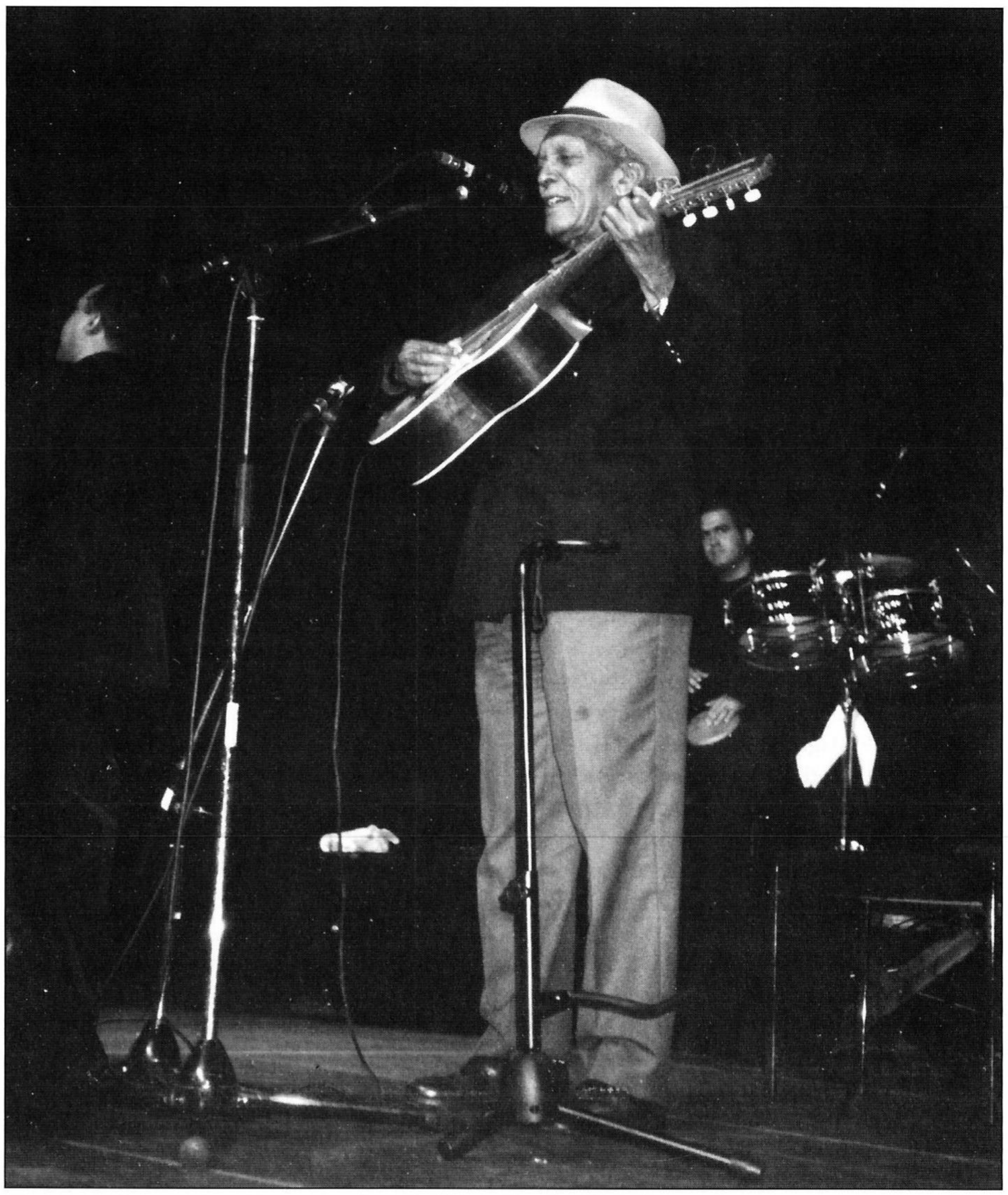
Der Schluß liegt nahe, daß Marx die bei Hegel vorgefundene Herr/Knecht-Figur[15] des theoretisch-endlichen Selbstbewußtseins zur Knecht/Herr-Figur des praktisch-endlichen Selbstbewußtseins verkehrt hat. Steht hier der Mensch als die in gemeinschaftlicher Arbeit zu sich kommende Gattung als Desiderat kommunistischer Universalität da, so muß dort – im kapitalistischen Begriff der Gattung – der Mensch als sich entfremdeter, durch das Geld als Sinnbild des verkommenen Mußemenschen agieren (564). Beides zeigt an, daß die angestrebte Gesellschaftskritik nationalökonomischer Strukturen mit der Einführung des doppelten Verhältnisses der Arbeit als Stoff und Form das Defizit der Abstraktheit anthropologischer Geschichtstheorie nur in der Abstraktheit ökonomischer Theorie verdoppeln kann: Das gezeichnete Bild der kapitalistischen bzw. der kommunistischen Gesellschaftsformation besteht während dieser Phase der Marxschen Analyse erst noch als Ansatz. Es ist viel mehr durch eine spekulative Ideenlehre[16] im Sinne einer materialistischen Umdeutung der Begriffe der hegelisch determinierten Nationalökonomie gekennzeichnet, als durch – so Marxens eigenes Selbstverständnis – „eine ganz empirische" (467) Quellenforschung.

Marx und Hegel

In der Auseinandersetzung mit der „Hegelschen Dialektik", namentlich der *Phänomenologie des Geistes*, lobt Marx Hegel dafür, das Wesen der Arbeit begriffen, das heißt, mit den Termini Entfremdung und Vergegenständlichung erfaßt zu haben (574); wiewohl er nicht an der Kritik spart, diese erfahren bei Hegel eine idealistische Gleichsetzung. Was die logische Figur der Entfremdung konkret bedeutet, läßt sich am deutlichsten in Hegels Erörterung der Arbeit im Kontext seiner Herr/Knecht-Figur ablesen. Da einer der ersten Schritte zur eigenen Arbeitswertlehre für Marx bekanntlich darin bestand, diese Figur materialistisch umzukehren, soll im folgenden dieses Umfeld des Hegelschen Arbeitsbegriffs näher untersucht werden.

Im Abschnitt *Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewußtseins*; *Herrschaft und Knechtschaft* in der *Phänomenologie* (Werke III, Frankfurt 1986, S. 145-155) versteht Hegel Arbeit als die Verwirklichung eines Zweckes; diese wird durch den Übergang eines Subjekts zur Selbstobjektivierung erklärt. Der Zweck als inneres Motiv entfaltet sich nur durch die Verwirklichung seines Anderen, des Objekts. Der Begriff der Entfremdung oder Entäußerung (hier wird nicht differenziert), der die zentrale erkenntnistheoretische Kategorie zur Erfassung der Subjekt-Objekt-Dialektik wird, ist bei Hegel als ein Prozeß bestimmt, in welchem das Subjekt durch seine objektive Außenwelt zu sich selbst kommt und wirklich wird. Auf der höchsten Stufe gegenseitiger Durchdringung von Subjekt und Objekt ist es, so idealistisch Hegel, der Geist selbst, der sich als reines Selbstbewußtsein anschaut. Am Herr/Knecht-Beispiel verdeutlicht Hegel „die Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewußtseins" (145) im Geiste der aristotelischen Tradition: Das Selbstbewußtsein muß, um sich als vernünftig setzen zu können, sich in einer selbstverwirklichenden Handlung qua Todeskampf als unterlegenes, als Knecht, sowie als überlegenes, als Herr, manifestieren. Trotz der ‚antiken' Ideologie, der Staat könne sich nicht anders als durch den Primat des Geistes darstellen, hat Hegel mit seiner Rehabilitierung des Verwirklichungsvorgangs des Menschen als Poiesis, als reiner, zu sich selbst kommender Entäußerung, doch seinen eigenen Idealismus überwunden. Diese Überwindung kündigt sich dadurch an, als daß der erscheinende „Werkmeister" Geist sich selbst nur durch seine Tätigkeit gegenständlich ist. Das Medium dafür aber ist die poietische Arbeit; in ihr durchdringen sich Subjekt und Objekt wahrhaft. Der produzierende Mensch ist in seinem Anderssein bei sich:

„Die *Wahrheit* des selbständigen Bewußtseins ist demnach das *knechtische Bewußtsein*. Dieses erscheint zwar zunächst außer sich und nicht als die Wahrheit des Selbstbewußtseins. Aber wie die Herrschaft zeigte, daß ihr Wesen das Verkehrte dessen ist, was sie sein will, so wird auch wohl die Knechtschaft vielmehr in ihrer Vollbringung zum Gegenteile dessen werden, was sie unmittelbar ist; sie wird als in sich *zurückgedrängtes Bewußtsein* in sich gehen und zur wahren Selbständigkeit sich umkehren." (152)



Compay Segundo mit seiner Band. Foto: Maria Wölflingseder

Zwar schaut der Knecht sich im Medium der Arbeit selbstbewußt in seiner Entäußerung, in seinen Produkten an; jedoch ist diese Anschauung eine gegen ihn gekehrte. Zwar herrscht der Herr über den Knecht, bzw. unterwirft sich der Knecht dem Herrn; aber der Herr kann, da er wesenhaft weder Muße und Genuß von den, vom Knecht geschaffenen, Gegenständen erfahren kann, selbst kein Selbstbewußtsein erreichen. Den Schlüssel für diese Beziehung nennt Hegel hier „das Gefühl der absoluten Macht" (153) als ontische Struktur. Die hier erreichte Position der Dialektik von Herr und Knecht nimmt Hegel dann jedoch in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* zurück. Dort denkt er die ontologische Primatstellung des Geistes, wenn er darstellt, wie die sittliche Natur zu ihrem tatsächlichen Recht gelangt, nämlich durch die Dominanz der Vernunft (Zeichen des Herrn) über die Begierde (Zeichen des Knechts). Bei alldem bleibt Hegel jedoch die Einsicht in den nationalökonomischen Zustand, das heißt, die Kapitalismusstrukturen dieser Ideologie, verwehrt. Er unterschlägt das realdialektische Verhältnis von Kapital und Lohnarbeit und rechnet in naturrechtlicher Spekulation das Primum der Sittlichkeit den Herren als deren eigentlichen Inhaltsträgern zu. Die Arbeiter sowie ihre „Geschicklichkeit" als „reine Form" des „Wesens" (Werke III, 155) gelten ihm, da sie ihren Zweck außer sich haben, als ehrlos. Hegel vollendet damit die Geschichte des abendländischen Denkens als einer Geschichte der Legitimation der Philosophie durch das Dogma der Trennung der geistigen von der körperlichen Arbeit (Freiheit und Notwendigkeit), das mit der logischen Figur der Entfremdung jede Möglichkeit der Synthese von Muße und Arbeit denunziert. Mit einem Wort: „Die Naturrechtslehre (ist) mit Hegel vollkommen zu Ende gedacht" worden.[17] Während im Mythos der homerischen Helden körperliche und geistige Arbeit „noch nicht gänzlich [voneinander; Vf.] getrennt waren"[18], etabliert die aufkommende Philosophie den ideologischen Überbau des entstehenden Privateigentums als *Logos*: die Arbeit, mit der Formierung der Klassengesellschaft zur Zwangsarbeit geworden, wird in den idealistischen Begriffen der Philosophie als eine „Naturnotwendigkeit", im Sinne eines objektiven Scheins ihrer Kategorien, widergespiegelt.

Marx' zweifellose Leistung, wenn auch utopische Forderung nach der Einheit von Freiheit und Notwendigkeit wie von Praxis und Poiesis, liegt nun darin, dem idealistischen, das heißt „abstrakt geistigen" (574), Begriff der Arbeit sein materialistisches Wesen im Sinne einer historischen Umkehrung Hegels enthüllt zu haben. Für ihn besteht die erkenntnisbildende Rolle der Arbeit in der sozialethischen Gewißheit, daß sie nicht nur als Werkzeug zum materiellen Reichtum aufgefaßt werden kann, sondern vor allem als zentraler Schlüsselbegriff für das gesellschaftliche Ideal der sozialen Einheit. Sein genuiner Entwurf eröffnet sich chronologisch am fruchtbarsten dort, wo der philosophische Entfremdungsbegriff Hegels mit dem einer Kritik an der klassischen Nationalökonomie zusammengedacht wird. Denn damit wird der Begriff Entfremdung zum realdialektischen Instrumentarium der Gesellschaftskritik. Dieser übersteigt jedoch die Hegelsche formallogische Figur der Entfremdung nicht, ohne sie ‚ökonomisch' rezipiert zu haben. Marx kritisiert Hegel wegen des Primats des Geistes in dessen Entfremdungsbegriff; Hegel wolle überhaupt die sinnliche Gegenständlichkeit aufheben, damit die eigentliche ‚Vergegenständlichung' des Menschen als reines Bewußtsein – gegen die sinnlich-tätige Anschauung – sich selbst darstellen könne. Mit anderen Worten: Hegel habe die Vergegenständlichung nur als Darstellungsmittel zu ihrer Aufhebung durch das synthetische Selbstbewußtsein mißbraucht, das sich als wahre Gegenständlichkeit bei ihm nur in der Abstraktion erfüllt. Das Wahre sei für Hegel die Idee, und die Natur werde für die Darstellung ihres Andersseins mißbraucht (584 f.). Entfremdung kann somit für Hegel nur ein negativ besetzter Begriff bleiben, da die wirklichen Subjekte – die bei ihm zu Funktionen der allgemeinen „mystischen Substanz" werden – nicht zwischen sinnlichen Gegenständen *überhaupt*, die sich durch harmonische Vergegenständlichung qua menschliche Selbstbestimmung entbergen, und deren gesellschaftlich entfremdeten *Form* unterscheiden können. Gegen diese Ig-

noranz der Differenz, „die Lüge seines Prinzips“ (581), die unwesenhafte Erkenntnisleistung der Herren (Kapitalisten) als ontologischen Naturzustand zu interpretieren, verwehrt Marx sich aufs Schärfste.

Diese inhaltlich absolute, formal relative Differenz der Entfremdungsmodelle zieht dann in der Entwicklung des Hegelschen und Marxschen Systems ihre sich voneinander entfernenden Kreise. Um nicht sich die Blöße eines vordergründigen Zirkelschlusses zu geben, muß auf ein bestehendes Ganzes, das heißt Absolutes, der Wirklichkeit rekurriert werden. Für Hegel ist dies Absolute die Idee des Weltgeists, den er als sittlichen Mantel den Herrn, der Bourgeoisie, umwirft. Für Marx ist es in Übersetzung dieser Hegelschen Idee die materiale Idee einer Gattung[19], die die Knechte, das Proletariat, wie aus der kommunistischen Pistole geschossen, stiften sollen.[20] ■

Clemens K. STEPINA ist Philosoph.

Anmerkungen

1 W. D. Hund, Geistige Arbeit und Gesellschaftsformation. Zur Kritik der strukturalistischen Ideologie, Frankfurt/Main 1973 (= Stud. z. Gesellschaftstheorie), bes. S. 21 ff.

2 H. R. Jauß, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Frankfurt/Main 1984, S. 103-105 u. S. 114-117.

3 Zitiert wird nach: MEW, Erg.-Bd. 1, S. 465-588. Zur Entstehungsgeschichte: S. XVII f. (Vorwort des Inst. f. Marxismus-Leninismus beim ZK der SED)

4 J. Habermas, Literaturbericht zur philosophischen Diskussion um Marx und den Marxismus (1957). Anhang zu: Ders., Theorie und Praxis, Frankfurt/Main 1989, S. 389.

5 Mit tendenzieller Ausnahme der Sklaverei aus einem ungerechten Krieg: Pol. I, 1255 b 5 ff.

6 Dieser Kulturakt ist als soziale Praxis nichts anderes als ein Ausbeutungsverhältnis (vgl. 1280 a 13 ff.) unter dem Deckmantel der „gegenseitige(n) Freundschaft“ (1255 b 13 f.).

7 Vgl. M. I. Finley, Die Sklaverei in der Antike, Frankfurt/Main 1985.

8 Hegel hat die aristotelische Trennung von Praxis und Poiesis, und damit die Herr/Knecht-Figur, schon in seiner frühen rechtsphilosophischen Arbeit *Über die wissenschaftliche Behandlung des Naturrechts* ... (Werke, II, S. 434-529) übernommen und sie später, v. a. in der *Phänomenologie des Geistes* und den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* systematisiert.

9 Zum doppelten Arbeitsbegriff als Natur- und Gesellschaftsverhältnisse siehe: W. D. Hund, Geistige Arbeit und Gesellschaftsformation. Zur Kritik der strukturalistischen Ideologie, Frankfurt/Main 1973, bes. S. 21 ff.

10 MEW 42, S. 387. Dort heißt es weiter: „In fact aber, wenn die bornierte bürgerliche Form abgestreift wird, was ist der Reichtum anderes, als die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen?“

11 ÖphM, S. 536: „Dieser Kommunismus (...) ist die *wahrhafte* Auflösung des Widerstreits zwischen dem Menschen mit der Natur und mit dem Menschen, die wahre Auflösung des Streits zwischen Existenz und Wesen, zwischen Vergegenständlichung und Selbstbetätigung, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung.“ Vgl. die diesbezügliche Kritik von H. Marcuse, „Zur Kritik des Hedonismus“. In: »Zeitschrift für Sozialforschung« 1938, VII. S. 80 ff.

12 ÖphM, S. 531: „Nicht nur wächst der *Zynismus* der Nationalökonomie relativ von Smith über Say bis zu Ricardo, Mill etc., insofern die Konsequenzen der *Industrie* den letzteren entwickelter und widerspruchsvoller vor die Augen treten, sondem auch positiv gehn sie immer und mit Bewußtsein weiter in der Entfremdung gegen den Menschen (...), aber nur weil ihre Wissenschaft sich konsequenter und wahrer entwickelt. Indem sie das Privateigentum in seiner tätigen Gestalt zum Subjekt machen, also zugleich den Menschen zum Wesen und zugleich den Menschen als ein Unwesen zum Menschen machen, so entspricht der Widerspruch der Wirklichkeit vollständig dem Widerspruchsvollen, das sie als Prinzip erkannt haben. Die zerrissene *Wirklichkeit* der *Industrie* bestätigt ihr *in sich zerrissenes Prinzip*, weit entfernt, es zu widerlegen. Ihr Prinzip ist ja das Prinzip dieser Zerrissenheit.“

13 Zur „revolutionären Diktatur des Proletariats“ siehe: Kritik des Gothaer Programms, MEW 19, S. 28; zur „Klassendiktatur des Proletariats als notwendiger Durchgangspunkt zur Abschaffung der Klassenunterschiede überhaupt“ siehe: Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850, MEW 7, S. 89 f. – Beide sind in den *ÖphM* schon angelegt. Siehe das folgende Zitat.

14 Vgl. Ch. Taylor, Hegel, Frankfurt/Main 1983, S. 550: „Solange sich der allgemeine Mensch in Widerspruch zu seiner tatsächlichen historischen Verkörperung in der Klassengesellschaft befindet, kann der Mensch nicht deutlich erkennen, was er tut. Aber wenn dieser Widerspruch durch das Proletariat überwunden wird, wird sein Handeln selbstbewußt.“

15 Diese Figur erscheint hier, obgleich Marx der Sache nach nur die Nationalökonomie behandeln will, zeitweise als Konglomerat nationalökonomischer Empirie *und* Hegelscher Theorie. Das erklärt auch, weshalb ursprünglich in die nationalökonomisch orientierten Kapitel der Arbeit immer wieder Passagen zu Hegel eingestreut waren, die erst in den MEGA- und MEW-Redigierungen zum geschlossenen Kritikteil zusammengefügt wurden. Vgl. *ÖphM*, Anm. 118, 120 und 121 sowie die Anm. 99 generell.

16 Das ist auch der Grund, weshalb Marx in den *ÖphM* (S. 510 f.) die widerspruchsvolle gesellschaftliche Entwicklung noch spekulativ als Akkumulation des Elends ausgibt, während sie in den gefestigten Ökonomiestudien als Gegensatz von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen analysiert wird. Diese Ökonomisierung ist insofern von tragender Bedeutung für den Arbeitsbegriff, da Marx dadurch das undifferenzierte, utopische Naturverhältnis einer kommenden Gesellschaft als ein differenziertes, realökonomisches Gesellschaftsverhältnis – qua Negation der kapitalistischen Gesellschaftsformation – zu deuten vermag. Damit entfällt allerdings zunehmend die Natur als Pendant der menschlichen Selbstschöpfung. Vgl. MEW 23, S. 198; MEW 25, S. 828.

17 N. Bobbio, Hegel und die Naturrechtslehre. In: M. Riedel, Materialien zur Hegelschen Rechtsphilosophie, Frankfurt/Main 1975, S. 81.

18 E. C. Welskopf, Probleme der Muße im alten Hellas, Berlin 1962, S. 120; auch: B. Snell, Die Entdeckung des Geistes, Hamburg 1946, S. 18 f.

19 Von der Marx wohlweislich als von einer „ideelle[n] Totalität“ (ÖphM, S. 579) schreibt.

20 Derart inspiriert spricht etwa Trotzki vom Menschen in der „kommunistischen Lebensweise“ als von einem Menschen „höheren gesellschaftlich-biologischen Typus“, von „einem Übermenschen“ (L. Trotzki, Literatur und Revolution, Berlin 1972, S. 187 ff.).

Weg ohne Ziel

Über Ernst Fischer

Gerhard SCHEIT

Der Widerspruch zwischen politischer und literaturkritischer Arbeit ist vielleicht bei keinem Autor, der je auf diesen verschiedenen Feldern gewirkt hat, so groß wie bei Ernst Fischer.

Mit den politischen Texten sind dabei nicht nur seine berüchtigten Broschüren etwa gegen den Trotzkismus gemeint (*Vernichtet den Trotzkismus...*), und nicht nur literarische Entgleisungen wie das antititoistische Propagandastück vom *Großen Verrat* – sie bilden ebenso wie die üblen wahltaktischen Kompromisse mit den ‚ehemaligen' ‚kleinen' Nazis die finstere Seite seines Engagements für die Vollendung der „Unvollendeten", wie Fischer selbst die österreichische Nation nannte. Zu den politischen Schriften wären unter diesem Gesichtspunkt auch Fischers spätere autobiographische Schriften zu zählen, in denen er sich eben von jenen Entgleisungen distanziert. Denn so sehr er sich darin auch zu distanzieren versucht, es gelingt ihm eigentlich keine Selbstreflexion. Und das dürfte wiederum kennzeichnend sein für die eurokommunistische Wendung insgesamt, worin lediglich die Volksfront der früheren Jahre zu Ende gedacht wurde – zu dem Ende, wo vom Staatskommunismus nur noch Staat übrigbleibt, vom Volk der Nationalismus und von der gemeinsamen Front gegen den Faschismus eine verbesserte bürgerliche Gesellschaft. Man lese nur, welche Illusionen sich Ernst Fischer über die österreichische Nation machte, als er *Das Ende einer Illusion* schrieb: in dem, am letzten Lebenstag zu Papier gebrachten Schlußabschnitt des Buchs hat er fast eine Apotheose des Kreiskyschen Reformprogramms und eine Verklärung nationaler Identität formuliert.[1] Verhängnisvoll darum, wenn heute innerhalb der KPÖ die Versöhnung mit Ernst Fischer posthum gesucht wird, ohne sich das Dilemma, das Fischer über das Jahr 1968 hinweg prägte, bewußt zu machen, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, den Horizont, in den Fischer bis zuletzt gebannt blieb, zu übersteigen. Stalinismus jedenfalls läßt sich auf dieser Grundlage nicht kritisieren, da seine Voraussetzungen unbegriffen bleiben: staatliche Herrschaft und Warenproduktion, die nach der Oktoberrevolution nicht abgeschafft wurden – vor allem deshalb, weil die Ausweitung der Revolution nicht glückte. Auf solcher Grundlage konnte Fischer seine Texte gegen Trotzkismus und Titoismus nur bedauern, aber nicht zurücknehmen – und er verschwieg bis zuletzt die mittlerweile bekannt gewordenen Denunziationen im sowjetischen Exil.[2] Selbst wenn er bereit gewesen wäre, darüber offen zu sprechen, er hatte keine Kategorien dafür, seine frühere Lage zu reflektieren.[3]

Nicht die beschwichtigenden Antworten, sondern die immer wiederkehrenden quälenden Fragen, die Ernst Fischer sich stellen mußte – „Warum habe ich das geschrieben?" – erweisen sich darum als das Bleibende der Autobiographie. Sie sind ein Zeichen, daß die Verdrängung letztlich nicht erfolgreich war.

Grillparzer und Stalin

Das Seltsame an Ernst Fischer ist aber, daß die Selbstreflexion, die man in der Autobiographie vergeblich sucht, in den literaturkritischen Schriften stattfindet – und dies schon zu Lebzeiten Stalins, etwa zur selben Zeit, als Fischer Schutzbündler denunzierte. Er entwarf seinen Aufsatz über Grillparzer im Moskauer Exil vom 1941 – und dieser Text gehört bis heute zum Besten, was je über diesen Dichter und Lieblingsautor der Konservativen geschrieben wurde. Hier konnten die späteren Essays über Lenau (1952), Nestroy (1962), Kraus (1962), Musil (1957) und Kafka (1962) unmittelbar anschließen. Es gibt in dieser Reihe keinen Bruch; die Aufsätze bilden im Stilistischen wie in ihrem kritischen Scharfsinn durchaus eine Kontinuität, die unter stalinistischen Verhältnissen beginnt und von Anfang an über sie hinauszureichen scheint. So konnte sie Ernst Fischer gemeinsam 1962 in dem Band *Von Grillparzer zu Kafka* publizieren – ohne Kommentar.

Man kann viele Werke, die seit der Volksfront-Periode unter der mehr oder

Ernst Fischer

wurde am 3. Juli 1899 in Komotau (Mähren) geboren. Er starb am 31. Juli 1972 in Deutschfeistritz (Steiermark).

Unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs und der revolutionären Ereignisse von 1917/18 entwickelte sich der Offizierssohn zum Linksintellektuellen. Um sein Philosophiestudium zu finanzieren, arbeitete er als Hilfsarbeiter, später als Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung »Arbeiterwille« in Graz, von der er 1927 zur Wiener »Arbeiter-Zeitung« wechselte. Neben der journalistischen Tätigkeit schrieb er Gedichte und politische Theaterstücke (*Der ewige Rebell* 1924, *Lenin* 1928). *Das Schwert des Attila* war bereits 1923 am Burgtheater aufgeführt worden. Seit 1933 gehörte er zu den Organisatoren der Linksopposition in der Sozialdemokratie, nach dem Februaraufstand der österreichischen Arbeiter und Arbeiterinnen trat er der KPÖ bei und wurde Mitglied des Zentralkomitees. Als Mitarbeiter der Komintern lebte Fischer ab 1938 ständig in Moskau (mit seiner damaligen Frau Ruth Mayenburg), wo er während des Zweiten Weltkriegs unter anderem Rundfunk-Kommentare verfaßte. Im April 1945 kehrte er als einer der führenden Politiker der KPÖ nach Österreich zurück und wurde in der Provisorischen Regierung Staatssekretär für Unterricht; weiters war er Redakteur des »Neuen Österreich« und bis 1959 Abgeordneter des Nationalrats. Nach der Trennung von Ruth Mayenburg heiratete er „Lou" Louise Eisler (geborene von Gostzony). 1969, im Zuge der Auseinandersetzungen um die Intervention der Truppen des Warschauer Pakts in der CSSR, wurde er wegen seiner Kritik am „Panzerkommunismus" (Fischer) aus der KPÖ ausgeschlossen. In diesen Jahren erreichte er zugleich als politischer Theoretiker – nicht zuletzt infolge der Studentenbewegung – seine vermutlich größte internationale Popularität.

Ernst Fischer bei einer Wahlveranstaltung in Tirol, 1945

weniger wachsamen Aufsicht kommunistischer Parteien geschrieben wurden, als humanistische Fassade des stalinistischen Terrors ansehen – die Aufsätze Ernst Fischers über die Literatur österreichischer Provenienz gehören nicht zu diesen Potemkinschen Dörfern. Merkwürdigerweise führte ihn gerade diese Literatur, entstanden in der Auseinandersetzung mit der Habsburgermonarchie und ihrer Bürokratie, zu seinen provokantesten Einsichten. Immer wieder durchbrach er dabei Tabus der Rezeption. Mit seinem frühen Moskauer Grillparzer-Aufsatz hatte er linke wie rechte Rezeptionsgewohnheiten irritiert: die Linke verachtete Grillparzer, die Rechte verehrte ihn – Fischer verachtete die Rechte, verehrte aber Grillparzer und kritisierte ihn gleichzeitig, indem er ihn mit der Misere des Metternich-Systems in Zusammenhang brachte. Seine Kafka-Studien riefen wiederum unter DDR-Germanisten und Kulturpolizisten einen Eklat hervor. Sein kritischer Aufsatz über Canettis *Masse und Macht* löste indessen in Österreich selbst einen kleinen kulturpolitischen Skandal aus. Ernst Fischer suchte durchaus immer wieder den Konflikt, auf dessen Vermeidung das heutige Kulturleben, die heutige Literaturwissenschaft, hinausläuft: gegen die Integration und Ruhigstellung von Karl Kraus, wandte er schon 1962 ein: „Niemand sage, er war unser! Denn er war es nicht."[4]

Ernst Fischer gelang es offenkundig, die Reflexion seiner politischen Lage eigenartig zu verschieben. So konnte er über einen anderen Gegenstand die eigene Situation, oder doch einen ihrer Aspekte, reflektieren. Es handelt sich dabei keineswegs um eine simple Projektion, vielmehr machte Fischer sich seine Distanz zu der spezifischen Situation des interpretierten Autors bewußt – und aus dieser Bewußtheit der Distanz schöpfte er historische Objektivität ebenso wie subjektives Engagement. Wie sonst wäre er etwa imstande gewesen, den Bürokratismus der Metternich-Zeit in seiner inneren Schwäche – die es Grillparzer zu leben ermöglichte – mit derartiger Prägnanz zu beschreiben, hätte er ihn nicht im Geheimen mit jenem Bürokratismus verglichen, unter dessen Drohungen er selbst leben mußte, dessen ‚Beamter' er selbst bereit war zu sein. Schrieb Fischer über Grillparzers Situation: „Das Wohl des Staates schien davon abzuhängen, daß über jeden Schritt jedes Bürgers ein Akt angelegt, zugleich aber davon, daß niemals ein Akt erledigt wurde, denn jede Erledigung irgendeines Anliegens, einer Beschwerde, eines Streitfalls konnte irgendwelche unvorhergesehene Wirkungen haben"[5] – so war dem Interpreten hier wohl bewußt, daß der Sowjetstaat zu den unvorhergesehenen Wirkungen fortschritt und die Akten erledigte. Der Faszination, die von Grillparzers Libussa ausging, konnte der Moskauer Exilant sich nicht entziehen; Fischer zitiert am Ende ihr subversives Urteil über den „Staat, der jedes einzelne in sich verschlingt"[6]. Gemeint ist dabei von Grillparzer kein bestimmter Staat, sondern der Staat an sich.

Vor allem auch die eindringlichen Analysen der Werke Kafkas sind ohne die Erfahrungen des Moskauer Exils und späterer stalinistischer Prozeßwellen nicht zu erklären; das Engagement für den Prager Autor, das Fischer nach der Debatte um Hanns Eislers *Faustus* abermals in Konflikt mit der DDR-Wissenschaft brachte, hat vielmehr hier seinen Ursprung. „Was Kafka als literarisches Thema entdeckt hatte, war die österreichische Bürokratie. Doch im satirischen Zerrbild von einst sind unverzeichnet die Züge späterer bürokratischer Machtapparate erkennbar."[7] Wie genau sie Fischer erkannte, zeigt sich an einer Stelle seiner Interpretation, worin die innere Dramaturgie der Moskauer Prozesse – ohne sie beim Namen zu nennen – enthüllt wird: „Mit unzulänglichen Mitteln hat Josef K. sich aufgelehnt; der namenlose K. im Roman ‚Das Schloß' lehnt sich nicht mehr auf, sondern ist nur bemüht, kein Ausgestoßener zu sein, aufgenommen zu werden, der Gemeinschaft des Schlosses anzugehören. (...) Kafka hat den äußeren und inneren Zustand des schuldlos aus einem Kollektiv Verdrängten, der jede Schuld auf sich zu nehmen bereit ist, wenn er nur zurückkehren und dadurch gesellschaftlich existieren darf, mit beunruhigender Präzision gestaltet. K. erfährt zur Genüge, wie schändlich das bürokratische System des Schlosses ist, weiß aber auch, welcher Verlassenheit der einzelne ausgeliefert ist, wenn er nicht ‚dazugehört' und will somit um jeden Preis dazugehören. Lieber die schlimmste Gemeinschaft als keine! Lieber Kapitulation als Einsamkeit."[8]

Georg Lukács und Ernst Fischer

Hannah Arendt hat in der Erfahrung der Verlassenheit die subjektive Voraussetzung „totalitärer" Politik gesehen. Obwohl sie, ihrem Totalitarismus-Begriff folgend, keinen Unterschied macht zwischen den beiden politischen Seiten, denen der Verlassene sich zuwenden konnte – und hierin besteht ein entscheidender Unterschied –, gibt es doch keine bessere Beschreibung seiner subjektiven Ausgangsposition: „An der Wirklichkeit, die keiner mehr verläßlich bestätigt, beginnt der Verlassene mit Recht zu zweifeln; denn diese Welt bietet Sicherheit nur, insofern sie uns von anderen mit garantiert ist. Das einzige, was in der Verlassenheit als scheinbar unantastbar sicher verbleibt, sind die Elementargesetze des zwingend Evidenten, die Tautologie des Satzes: zweimal zwei ist vier. (...) Dies Zwangsfolgern ist der Extremismus, der allem ideologischen Denken eignet und an dem gemessen freies und kontrolliertes Denken an mangelnder Radikalität zu leiden scheint."[9] Aber doch nur scheint. Denn wirklich radikales Denken hätte zuallererst die Wurzeln dieser Logik, dieses Zwangsfolgerns, offenzulegen, es hätte dieser Logik nur zu folgen, um sie abzuschaffen. Dafür waren aber angesichts des Nationalsozialismus die Bedingungen nicht günstig.

Vor dem „Extremismus des Ärgsten", dem man in politischen Argumentationen folgte, bot imaginären Schutz die Literatur. Sie konnte einerseits die Wirklichkeit ersetzen, an der zu zweifeln der Verlassene begonnen hatte, sie konnte aber auch die Wirklichkeit der Verlassenheit, die von der politischen Phrase liquidiert wurde, bestätigen.

An dieser Stelle trennten sich die Wege von Ernst Fischer und seinem „Lehrer" und Freund Georg Lukács. Nachdem sich Lukács von seinen frühen revolutionären, in *Geschichte und Klassenbewußtsein* festgehaltenen Einsich-

ten abgewendet hatte und zum Denker der Volksfront geworden war, konnte er sich lange Zeit jenen „Zwang der Verlassenheit“ nicht mehr eingestehen.[10] Seine berüchtigte Verurteilung von Kafkas Werk, mit der er gleichsam die Erfahrung des Wirklichkeitsverlusts von sich fernzuhalten suchte, änderte er erst nach 1956, dann aber gründlich: im Vorwort zum 6. Band seiner Werk-Ausgabe hält er Kafka nicht mehr als abschreckendes Beispiel dem Realismus entgegen, sondern stellt ihn auf eine Stufe mit dem großen satirischen Realisten Swift, dessen Genialität er darin sieht, „daß sein Blick auf die Gesellschaft – prophetisch – *eine ganze Epoche* umfaßt. Nur Kafka bietet in unserer Zeit etwas wie eine Analogie dazu, indem bei ihm *eine ganze Periode der Unmenschlichkeit* als Gegenspieler zum österreichischen (böhmisch-deutsch-jüdischen) Menschen der letzten Regierungszeit Franz Josephs in Bewegung gesetzt wird.“[11] (Hervorheb. v. m., G.S.) Die ganze Epoche, die von Kafka umfaßt wird, schließt nun den Stalinismus ein. Im Moskauer Exil aber – als die Verlassenheit am größten war – hatte Lukács noch die Rekonstruktion der verschwundenen Wirklichkeit betrieben, als einer Welt, in der die Menschen nicht verlassen sind. Es war das sogenannte literarische Erbe vergangener Jahrhunderte, das ihm solche Rekonstruktion ermöglichte – und von daher rührt die große Liebe zu dieser alten Literatur und vermutlich auch die ungeheure Produktivität von Lukács, sie war geradezu existentiell notwendig. Noch seine späte Ästhetik und seine Ontologie des gesellschaftlichen Seins sind im Grunde Extrapolationen dieser Liebe: ihre Kategorien verdanken sie weit weniger den Analysen von Karl Marx als den Novellen von Gottfried Keller.

Im Moskauer Exil hat auch Lukács, der selbst einige Zeit inhaftiert wurde, an der Denunziation einzelner Genossen und Kollegen mitgewirkt.[12] Nach 1945, und vor allem seit 1956 konnte er dann – im Unterschied zu Fischer und in gewisser Weise durch die ungarischen Verhältnisse erzwungen – eine größere Distanz zum Politischen gewinnen, die ihn schließlich vor den ärgsten Zugeständnissen des Eurokommunismus bewahrt haben dürfte. Vielleicht sind hier aber auch die frühen Erfahrungen aus den Tagen der Oktoberrevolution – als das „Absterben des Staats“ noch als kommunistisches Ziel erkennbar war – noch einmal und in eher unbewußter Form wirksam geworden.

Vermutlich aus dieser Distanz heraus konnte Lukács über die Wendung zur Stalinschen Politik klarer reflektieren als Ernst Fischer. In jenem Schlußkapitel seiner Autobiographie, das Fischer am letzten Lebenstag niedergeschrieben hat und in dem er darüber nachdenkt, warum er einst Kommunist geworden und geblieben ist, erwähnt er den Faschismus bzw. Nationalsozialismus mit keinem Wort – als ob die Österreichideologie der Nachkriegsära ihm alle Begriffe dafür ausgetrieben hätte. In dem autobiographischen Interview, das István Eörsi mit dem sterbenden Lukács gemacht hat, findet sich hingegen das zentrale Motiv, ohne das Werk und Leben von Intellektuellen wie Ernst Fischer oder Georg Lukács nicht begreifbar sind: „daß in dieser Zeit die wichtigste Frage die Vernichtung Hitlers war. Hitlers Vernichtung war vom Westen nicht zu erwarten, sondern nur von den Sowjets. Und Stalin war die einzige existierende Anti-Hitler-Macht.“[13] Es ist das ein Motiv, das einem als Nachgeborenem das Urteil über den Stalinismus so schwer wie nur möglich macht. Und das ist gut so. Solange die Voraussetzungen des Nationalsozialismus nicht getilgt sind, können wir hier zu keinem wie auch immer abschließenden Urteil kommen. ■

Von Gerhard SCHEIT erschien soeben beim ça ira Verlag (Freiburg) eine umfangreiche Studie über den Antisemitismus mit dem Titel *Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus.*

Anmerkungen

1 Ernst Fischer: Das Ende einer Illusion. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1988. S. 374-378.

2 Unter seinem Decknamen Peter Wieden nannte er im Jahre 1937 in Briefen an die Kaderabteilung die Namen einiger, in die Sowjetunion emigrierter Schutzbündler und empfahl deren Ausweisung. Als Grund führte er etwa in einem Fall an, daß es sich um ein „arbeitsscheues Element“ handle, in einem anderen, daß der Genannte „Gelage mit seinen Kumpanen“ veranstalte. Drei der von Fischer genannten Personen wurden später verhaftet, zwei an Nazideutschland ausgeliefert, einer zu 20 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt – wobei nicht ganz klar ist, ob die Verhaftungen im unmittelbaren Zusammenhang mit Fischers Denunziation standen. Barry McLoughlin/ Walter Szevera: Posthum rehabilitiert. Daten zu 150 österreichischen Stalin-Opfern. Hg.v. ZK der KPÖ. Wien 1991 S. 58f.

3 Noch seine Erklärung, daß die Entfremdung des Menschen im Sozialismus fortdauere, die Anfang der sechziger Jahre für die offizielle Parteilinie der Volksdemokratien eine Provokation darstellte, schleppte mit dem Entfremdungsbegriff auch die schlechten Traditionen des deutschen Idealismus weiter, verdeckte gerade, was sie erklären sollte: die Aufrechterhaltung der Warenproduktion, die Substitution des Wertgesetzes durch den Staat – abgesehen davon, daß damit das ‚Fremde‘ als das Negative stigmatisiert wurde, was dann in der Rede von den „Entartungen des Kommunismus“ gesteigert zum Ausdruck kam. Vgl. Fischer, Das Ende einer Illusion, S. 375 u. S.383f.

4 Ernst Fischer: Von Grillparzer zu Kafka. Sechs Essays. Wien 1962. S. 209.

5 Ebd. S. 12.

6 Ebd. S. 55f.

7 Ebd. S. 294.

8 Ebd. S. 308-310.

9 Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München 1986. S. 729.

10 Als er in Moskau den Verfall bürgerlicher Literatur und die philosophische Vorgeschichte des Faschismus kritisierte, muß Lukács immer wieder auf spiegelbildliche Momente seiner eigenen Situation gestoßen sein. Doch weigerte er sich offenbar, die Spiegelbilder auf sich zu beziehen. Vor Jahren schon hat Leo Kofler vorgeschlagen, Lukács' Studie über die Bürokratie im Kapitalismus von 1940 *Volkstribun oder Bürokrat* als taktisch verdeckte Stalinismus-Kritik zu lesen. (Leo Kofler: Avantgardismus als Entfremdung. Ästhetik und Ideologiekritik. Hg.v. Stefan Dornuf. Frankfurt am Main 1987. S. 143) So ist es auch nicht nur Tücke, wenn der Herausgeber des jüngst erschienenen Stenogramms einer geschlossenen Parteiversammlung von 1936 die darin enthaltenen, wüsten Anklagereden von Lukács mit Begriffen aus dessen eigenen Moskauer Schriften zu durchleuchten vermag. (Georg Lukács, Johannes R.Becher, Friedrich Wolf u.a.: Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Hg. v. Reinhard Müller. Reinbek 1991. S. 38f.)

11 Georg Lukács: Probleme des Realismus III. Georg Lukács Werke Bd. 6. Neuwied, Berlin 1965. S. 9.

12 Vgl. hierzu Lukács u. a., Die Säuberung, S. 184-197.

13 Georg Lukács: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Hg. v. István Eörsi. Frankfurt am Main 1981. S. 174-179.

Beamter? Anarchist? Avantgardist?

Dieter Schrages Vermächtnis? Soweit ist es noch nicht, obwohl das Buch mit seinem sehr netten Portraitfoto am Cover dadurch Vermächtnischarakter annimmt.

Zuletzt war Dieter – mit dem ich seit gut dreißig Jahren mal enger, mal loser befreundet bin – trotz seiner beiden Holzbeinprothesen auf unserem 68er-Fest am Südbahnhof ohne Krücken tanzend zu sehen. Ein Zeichen seiner Vitalität, seiner tänzerischen Leichtigkeit, die auch sein Politikverständnis für mich positiv kennzeichnet. Aus diesem Mix von Wahnsinn und Methode, aus Hoffnung und unbeirrbarer Alltagspraxis in der Politik gegen die Macht – besteht das Büchlein, das Beiträge über seinen Krankenhausaufenthalt beinhaltet, die mich sehr berührt haben, das diverse politische Kontroversen, zum Beispiel mit Fritz Herrmann, widerspiegelt und von der Aufmachung her schon recht nach anthroposophischer Denkschrift ausschaut. Ist das auch ein Jux des langjährigen Kustos am Museum für Moderne Kunst in Wien?

Eine schillernde Figur, würden gestandene Kommunisten und Sozialdemokraten sagen, schillernd wie sein jüngstes Buch. Doch schillert nicht auch die Wirklichkeit? Da schreibt der Peter Pilz ein Vorwort und lobt den politischen Gegner in der eigenen Partei. Schrages Trauerrede über seinen schon (erst?) 1978 stattgefundenen Austritt aus der SPÖ wird abgedruckt. Dieter im Originalton: „Wenn ich jetzt zu den Grünen Alternativen finde nicht zuletzt, weil ein Anarchist bei der SPÖ peinlich, bei der KPÖ untragbar, bei der jungen bunten Grünen Alternative aber immerhin möglich ist" Schlenker: „...so ist der dort vorherrschende Antikommunismus für mich schon ein Problem!" (S. 13)

Diese nette Widersprüchlichkeit zieht sich durch alle Texte, bis hin zur Kritik an den Grünen in der sehr wohl kommunistischen Zeitschrift »Weg und Ziel«, in der Schrage über die Grünen 1992 schreibt: „Eine Minderheit setzte und setzt sicher auch heute noch auf systementsprechende Strategien, doch entsprechend dem Bewußtseinsstand der Mehrheit der Grün-Alternativen, wobei entscheidende Belange wie das Verhältnis zu Arbeit und Kapital oder zum Staat nie diskutiert wurden, ist die Frage ‚Die Grünen: Auf dem Weg zur Reformpartei?' eigentlich falsch gestellt. Die Grünen sind nicht auf dem Weg zur Reformpartei, sondern sie sind seit ihrer Gründung eine Reformpartei das ist allein schon durch ihre Parlamentsorientierung gegeben." (S. 22)

Schrage landete also bei den Grünen als Kritiker der Grünen und ist bei ihnen so auch nichts geworden, wie ihm Pilz im Vorwort bescheinigt. Ist man gleich ein „Idiot", wenn man auf individuelle Machtstrategien verzichtet bzw. verzichten will? Diese Frage wird im letzten Text differenziert, kritisch auch gegen die Kommunisten entwickelt und auf die „Idiotie der Hoffnung" insistiert.

„Ein in den letzten Jahren weit verbreitetes Trugbild weit verbreitet auch in den linken Kreisen – ist die Annahme, die trügerische Annahme, der Kapitalismus habe gesiegt. Ich selbst kann heute nicht sagen, ob es eine letztlich doch aus der gesellschaftlichen Realität gespeiste Gewißheit, eine für meine persönliche Existenz unerläßliche Utopie oder nur ein Festhalten an einem Lebensprinzip Hoffnung ist, wenn ich auch nach dem Zusammenbruch der Länder des sogenannten real existierenden Sozialismus den so oft berufenen ‚Sieg des Kapitalismus' nicht sehe und der schrittweisen Verwirklichung einer von den Ideen und Werten des Sozialismus bestimmten Gesellschaft nach wie vor eine Chance gebe." (S. 111)

Seiten später stellt er den als vom Marxismus-Leninismus ausgehend bezeichneten – Weg der damaligen UdSSR bedauernd als ebenso gescheitert dar wie die sozialdemokratische Reformpolitik, die vielfach in die Steigbügelhalterrolle des Kapitals mündete.

Wie sein Bekenntnis zum Anarchismus signalisiert, setzt er auf die Genossenschaftsbewegung, auf Alternativbetriebe und Initiativen, die er als Erben des historischen Anarchismus versteht. Mehrfach bezieht er sich auf den Anarchisten Gustav Landauer – nach Schrage „Wegbereiter eines undogmatischen, freiheitlichen Sozialismus" – mit seiner Konzeption des werdenden und stets unvollendeten Sozialismus: „Wir wollen nach Möglichkeit aus dem Kapitalismus austreten", schrieb Landauer 1910.

Heute weiß natürlich auch Schrage, daß das nicht geht. Trotzdem setzt er sympathisch auf die partielle Vorwegnahme solidarischer Lebensweisen, Initiativen, Genossenschaften, Kollektive nach dem Prinzip der Selbstverwaltung und Basisdemokratie. Aus den Erfahrungen des historisch gescheiterten Anarchismus zieht er den Schluß der rechtzeitigen internationalen Vernetzung dieser bunten Initiativen. Ein klassisches historisches Subjekt solch inselartiger Wühlarbeit vermag er nicht zu erkennen, ortet die Menschen für eine Erneuerung aber eher bei gesellschaftlichen Randgruppen und aufgeklärten Mittelschichten als bei der zunehmend differenzierten Arbeiterschaft. Das erklärt auch die Hinneigung zu den Grünen.

Viele wichtige Fragen werden angeschnitten, auf die weder kommunistische Hardliner, noch Linksradikale, noch Alternativler gültige Antworten haben. Weniger Staat, mehr Gesellschaftlichkeit – was heißt das konkret, wenn die Alternativbetriebe in staatlich regulierten Gesellschaften nach der Logik kapitalistischer Verwertung und Profitmaximierung produzieren müssen? Was heißt Basisdemokratie, wenn in der kleinsten Initiative sich nach wenigen Monaten die Herrschaft der Herrschaften herausbildet?

Wie kann die Vernetzung nach dem „Schwammerlmodell" zum Kippen der gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse in denen letztlich nur Falsches im Falschen möglich ist führen? Daß diese Fragen heute jemand offensiv stellt, ist schon mal ein Verdienst – vielleicht „idiotisch", aber vorwärtstreibend. Darauf gilt es theoretische und praktische Antworten zu finden, zumal Streikbewegungen, Arbeitsloseninitiativen und Selbstverwaltungsbetriebe weltweit wie auch in Europa zunehmen.

Vielleicht braucht ein vorgestellter Staatssozialismus die Buntheit der Genossenschaften, um nicht die staatlichen Machtapparate auszubilden und zu befestigen, die das erste so opferreiche „Experiment" neben anderen ruiniert haben. Massenmorde sind durch kein so hoch gestecktes Ziel zu rechtfertigen, wie viele das heute noch versuchen bzw. diese Tatsache leugnen wollen. Mit diesem Selbstbetrug geht Schrage kurz ins Gericht, um wieder seine Utopie zu entfalten, deren Schranken er selbst nennt. Doch: führt Utopie nicht notwendig zum Terror?

Julius Mende

Dieter Schrage:
Wie ich noch einmal über die Stränge schlagen wollte und dabei vom Regen in die Traufe kam,
Werner Eichbauer Verlag, Wien 1998.

Abobedingungen

Das »Weg und Ziel«-Abonnement kann jederzeit schriftlich bestellt werden und beginnt mit der nächsterreichbaren Ausgabe. Das Abonnement gilt für den Rest des laufenden Jahrganges und für den darauffolgenden Jahrgang. Früher erschienene Hefte können - falls noch lieferbar - einzeln bestellt werden (siehe nebenstehendes Angebot). Das Abonnement gilt als um ein weiteres Jahr (5 Ausgaben) verlängert, wenn es nicht bis spätestens 15. Dezember schriftlich gekündigt wird. Die Kündigung ist nur zum Ende eines Jahrganges möglich. Das Abonnement ist gegen Rechnung im voraus zahlbar.

Preise:
Österreich: . . . . . .250,— öS
Deutschland: . . . . . 45,— DM
übriges Ausland: . . . . . .250,— öS zzgl. Porto

Probeabonnement

Wenn Sie »Weg und Ziel« kennenlernen und sich von den Vorzügen eines regelmäßigen Bezuges überzeugen möchten, bieten wir Ihnen ein kostenloses und unverbindliches Probeabonnement an. Sie erhalten die nächsten drei Ausgaben gratis zugesandt. Danach werden wir uns wieder an Sie wenden und Sie zu einer Fortsetzung des Bezugs im Normalabo einladen. Das Probeabo kann aus verständlichen Gründen nur einmal eingerichtet werden.

WEG UND ZIEL

Preis je Heft: 40,- öS (ab Heft 1/97: 50,- öS) zuzüglich Porto

WUZ9201 . . . Weg und Ziel 1/92 . . . Amerika! Amerika!
WUZ9202 . . . Weg und Ziel 2/92 . . . Menschenbilder
WUZ9203 . . . Weg und Ziel 3/92 . . . Leo Kofler 85
WUZ9204 . . . Weg und Ziel 4/92 . . . Fortschritt
WUZ9205 . . . Weg und Ziel 5/92 . . . Das österreichische „Wesen"
WUZ9206 . . . Weg und Ziel 6/92 . . . Rückkehr des Politischen
WUZ9301 . . . Weg und Ziel 1/93 . . . Nation(alismus)
WUZ9302 . . . Weg und Ziel 2/93 . . . Ästhetik
WUZ9303 . . . Weg und Ziel 3/93 . . . Dritte Welt im Abseits
WUZ9305 . . . Weg und Ziel 5/93 . . . Menschenrechte
WUZ9306 . . . Weg und Ziel 6/93 . . . Der reale Kapitalismus
WUZ9401 . . . Weg und Ziel 1/94 . . . „Kalte Frauen"?
WUZ9402 . . . Weg und Ziel 2/94 . . . Europa der Regionen?
WUZ9403 . . . Weg und Ziel 3/94 . . . Alles Öko?
WUZ9404 . . . Weg und Ziel 4/94 . . . Medienwirklichkeit
WUZ9405 . . . Weg und Ziel 5/94 . . . Individualisierung
WUZ9501 . . . Weg und Ziel 1/95 . . . Mensch-Maschinen-Geister
WUZ9502 . . . Weg und Ziel 2/95 . . . Das politische System
WUZ9503 . . . Weg und Ziel 3/95 . . . Mega-Stadt-Raum
WUZ9504 . . . Weg und Ziel 4/95 . . . Inszenierte Literatur
WUZ9505 . . . Weg und Ziel 5/95 . . . Der Nürnberger Prozeß
WUZ9601 . . . Weg und Ziel 1/96 . . . Armut im Überfluß
WUZ9602 . . . Weg und Ziel 2/96 . . . Liebe, Sex & Sinnlichkeit (in Fotokopie)
WUZ9603 . . . Weg und Ziel 3/96 . . . Welt-Meisterschaft
WUZ9604 . . . Weg und Ziel 4/96 . . . Oh, du teure Bildung
WUZ9605 . . . Weg und Ziel 5/96 . . . Kirche/Religion
WUZ9701 . . . Weg und Ziel 1/97 . . . Auto/Industrie/Global
WUZ9702 . . . Weg und Ziel 2/97 . . . Surrealismus/Marxismus/Psychoanalyse
WUZ9703 . . . Weg und Ziel 3/97 . . . Von Klassen-, Geschlechter- und Liebesgefechten
WUZ9704 . . . Weg und Ziel 4/97 . . . 80 Jahre Russische Revolution
WUZ9705 . . . Weg und Ziel 5/97 . . . Pop
WUZ9801 . . . Weg und Ziel 1/98 . . . Brecht/Eisler
WUZ9802 . . . Weg und Ziel 2/98 . . . Antisemitismus
WUZ9803 . . . Weg und Ziel 3/98 . . . Un/mverteilung
WUZ9804 . . . Weg und Ziel 4/98 . . . Haider und die Freiheitlichen
WUZ9805 . . . Weg und Ziel 5/98 . . . Sozialdemokratie
WUZ9901 . . . Weg und Ziel 1/99 . . . Arbeit! Arbeit?
WUZ9902 . . . Weg und Ziel 2/99 . . . Exotismus
WUZ9903 . . . Weg und Ziel 3/99 . . . Krieg in Jugoslawien
WUZ9904 . . . Weg und Ziel 4/99 . . . Jugend

Folgende Bücher können bei uns portofrei bestellt werden:

Gero Fischer /
Maria Wölflingseder (Hg.):
Biologismus – Rassismus – Nationalismus. Rechte Ideologien im Vormarsch, 260 Seiten, 215 Schilling, 29.80 DM.
(Bestellcode: BuchBIO)

Franz Schandl /
Gerhard Schattauer:
Die Grünen in Österreich. Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft, 600 Seiten inklusive Anhang, 499 Schilling, 69 DM.
(Bestellcode: BuchGRÜ)

WEG UND ZIEL – Abo

❍ Hiermit bestelle ich ein »Weg und Ziel«-Abonnement zu den oben genannten Bedingungen.

Datum Unterschrift

❍ Hiermit bestelle ich ein »Weg und Ziel«-Probeabo über 3 Ausgaben.

Einzelhefte

❍ Hiermit bestelle ich folgende Einzelhefte:

Bestellnummer	Stück

Datum Unterschrift

Volkshochschule Meidling

VHS-Kurse mit Stephan Grigat

Marx nach dem Marxismus

(Nr. 411018)

Zehn Jahre nachdem der Marxismus als Rechtfertigungswissenschaft des Realen Sozialismus im Ostblock ausgedient hat, soll ein Blick auf den ursprünglichen Marx geworfen werden. Auch wenn dieser Denker des 19. Jahrhunderts heute ebenso für tot erklärt wird wie der Marxismus, spuken Elemente der Marxschen Theorie durch zahlreiche aktuelle politische Diskussionen. Gerade in den Debatten zur Globalisierung tauchen zentrale Überlegungen von Marx wieder auf. In dem Kurs sollen die Grundzüge der Philosophie-, Politik- und Ökonomiekritik von Marx vermittelt und vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen diskutiert werden. Vorkenntnisse sind für die Teilnahme nicht erforderlich.

29. Oktober 1999 - 26. November 1999,
Freitag, 17.00 - 18.30, Kursbeitrag 280,- öS

Antisemitismus und Rassismus

(Nr. 411019)

Antisemitismus und Rassismus haben das 19. und 20. Jahrhundert nachhaltig geprägt. Bis heute finden sich in zahlreichen Ländern antisemitische und rassistische Vorstellungen, die allzu oft in eine Diskriminierungs- und Verfolgungspolitik umgesetzt werden. In dem Kurs sind die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Rassismus und Antisemitismus zu erarbeiten. Von der historischen Entstehung bis zur aktuellen Ausprägung sollen rassistische und antisemitische Denk- und Verhaltensweisen untersucht und diskutiert werden. Besondere Berücksichtigung wird dabei die Zeit des Nationalsozialismus erfahren. In bezug auf die heutige Zeit gilt es, insbesondere versteckte, weniger offensichtliche Formen von Antisemitismus und Rassismus aufzuzeigen.

3. Dezember 1999 - 21. Januar 2000,
Freitag, 17.00 - 18.30, Kursbeitrag 280,- öS

Anmeldungen an die VHS-Meidling,
Längenfeldgasse 13 - 15, 1120 Wien, Tel.: 810 80 67,
Fax: 810 80 68-76110, E-mail: office@meidling.vhs.at

50 Jahre
„Sozialismus Chinesischer Prägung"
Bilanz und Perspektiven

Podiumsdiskussion mit
Wang Chiting: 1. Sekretär der Chinesischen Botschaft in Wien
Walter Baier: Bundesvorsitzender der KPÖ
Franz Muhri: Arbeitsgruppe des BUVO für Internationale Politik

Freitag, 5. November 1999, 19 Uhr
Kulturzentrum Siebenstern,
Siebensterngasse 31, 1070 Wien

Absender:
Bitte gut leserlich ausfüllen!!!

Name

Straße

Ort

6.50

An
Kemmerling Zöchling & Partner
Medien- und Informationsdienste KEG
Weg und Ziel-Vertrieb

Schottengasse 3a/1/4/59
1010 Wien

P.b.b.
Envoi à taxe réduite

Taxe perçue
Bureau de poste
A-1150 Wien
Autriche

Erscheinungsort Wien
Verlagspostamt 1040 Wien
Zul.Nr.: WOGZ261E